Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 65 (2015)

Heft: 3

Buchbesprechung: Besprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizergeschichte / Histoire suisse

René Bloch, Jacques Picard (Hg.), **Wie über Wolken. Jüdische Lebens- und Denkwelten in Stadt und Region Bern, 1200–2000,** Zürich: Chronos Verlag, 2014 (Beiträge zur Geschichte und Kultur der Juden in der Schweiz, Bd. 16), 527 Seiten, Abbildungen.

Der poetische Titel stammt aus der Korrespondenz der Dichterin Else Lasker-Schüler mit dem Juristen Emil Raas, der sie 1933 nach einer Lesung durch «die wunderalte Stadt» Bern begleitete. In der Erinnerung der Emigrantin, welche die Schweiz verlassen musste, blieb Bern ein Inbegriff der friedlichen Schönheit.

René Bloch und Jacques Picard wählten die «meteorologische» Metapher als Symbol für die freundlich hellen und die bedrohlich dunklen Wolken, die das jüdische Leben in Bern begleiteten. Die Herausgeber gliederten den Sammelband mit Beiträgen von 25 Autorinnen und Autoren in fünf nicht strikt chronologische Teile, wobei jeder Teil von einer umfangreichen Darstellung eingeleitet wird.

Rainer Christoph Schwinges verfasste die anschauliche Einführung zur jüdischen Geschichte in Bern bis 1800. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts ist dort eine Gemeinde bezeugt, deren Mitglieder in der Geldwirtschaft beschäftigt waren. Die Judengasse (heute Kochergasse) und das Judenhaus (Gemeindehaus) befanden sich in der Nähe des Bundeshauses, der jüdische Friedhof lag ausserhalb der Stadtmauer. Als 1293/94 zwei Gemeindemitglieder des Ritualmordes an einem Knaben beschuldigt wurden, beschlagnahmte die Stadt die jüdischen Häuser und das Friedhofsgelände. Die zweite Verfolgungswelle fand während der Pest 1348 statt, als Juden angeblich die Brunnen vergifteten. Im Mai 1427 wurden die jüdischen Kreditgeber für vier Jahrhunderte aus Bern verbannt. Geduldet wurden nur jüdische Ärzte, mit Vorbehalt auch Marktfahrer und Pferdehändler.

Obwohl die Juden seit dem Spätmittelalter aus Bern ausgewiesen waren, studierten die nicht gerade philosemitisch gesinnten reformierten Theologen hebräische Schriften. Olivia Franz-Klauser untersuchte die dreissig Handschriften, die in der Burgerbibliothek aufbewahrt werden.

Der zweite Teil beschäftigt sich mit der bürgerlichen Emanzipation der jüdischen Bevölkerung, die von der Französischen Revolution 1789 in die Wege geleitet wurde. Karin Huser verfolgt den antisemitisch gefärbten Widerstand der Schweizer Behörden gegen die jüdische Gleichberechtigung und die unzähligen Peripetien bis zur Teilrevision der Bundesverfassung vom Januar 1866, die auf Druck des Auslands durchgeführt werden musste. Bei einer Volksabstimmung wurden das Niederlassungs- und Handelsrecht angenommen, obwohl sich die Berner vehement dagegen gewehrt hatten.

Die erste jüdische Kultusgemeinde in Bern gründeten 1848 die Zuzügler aus dem Elsass. Die Söhne dieser Pferde- und Tuchhändler gehörten während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Gründergeneration der traditionellen Firmen. Angela Bhend erörtert die demographische Entwicklung und den wirtschaftlichen Aufstieg der Berner jüdischen Gesellschaft. Sie schildert die Ge-

schichte der etablierten Familien Bloch, Brunschwig, Weil, Schwob sowie Loeb, die übrigens aus Süddeutschland eingewandert war.

Während der liberalen Epoche wurde 1855 auch die erste Synagoge erbaut, deren Geschichte Ron Epstein beschreibt. Ein Ausdruck des latenten Antisemitismus war das Schächtverbot von 1893, das bis heute unverändert gilt.

Der dritte Teil, Geisteswelten, ist den jüdischen Intellektuellen aus dem deutschen Sprachraum und aus den osteuropäischen Regionen gewidmet, die an der Berner Universität studierten und lehrten. Die Russinnen und Russen bildeten eine sogenannte Kolonie, wo orthodoxe, sozialdemokratische und zionistische Gruppierungen lebten, die Vladimir Medem in seinen autobiografischen Erinnerungen porträtiert. Sandrine Mayoraz fasst die Tätigkeit des sozialistischen *Allgemeinen Jüdischen Arbeiterbundes* zusammen, dessen Zentrale sich von 1898 bis 1917 in Bern befand.

In Bern doktorierten Walter Benjamin und Gershom Scholem, es lehrte dort die erste Professorin Europas, die russische Philosophin Anna Tumarkin (1875–1951). Monika Kneubühler liefert Porträts der bekannten und unbekannten — Gelehrten. Zu den bekanntesten Persönlichkeiten, die in Bern wirkten, gehört Albert Einstein, der dort die Grundlagen seiner Relativitätstheorie entwickelte (1901–1908), wie Hans-Rudolf Ott belegt.

Franziska Rogger zählt jüdische Lehrende und Lernende an der Universität Bern zwischen 1848 und 1945 auf. Ein besonderes Kapitel erarbeitete Shifra Kuperman, die über jiddische Schriftsteller forscht, die Bern unter anderem als «das Alpenparadies» mythologisierten. Zu den deutschen Autoren und Autorinnen, die Bern thematisierten, gehört Else Lasker-Schüler, die in ihren Briefen eine emotionale Mythologie entwickelte, wie Stephanie Leuenberger nachweist.

Den vierten Teil, die Epoche zwischen 1914 und 1945, charakterisiert Patrick Kury in seiner umfassenden Einleitung als das Zeitalter der Katastrophen. Die politischen, sozialen und ökonomischen Divergenzen, der wachsende Nationalismus, die Bekämpfung der sogenannten Überfremdung, die restriktive Einwanderungs- und Flüchtlingspolitik führten unter anderem zum Rückgang der jüdischen Bevölkerung. Kury berichtet auch über den Prozess gegen die antisemitische Hetzschrift *Protokolle der Weisen von Zion,* den die Israelitische Kultusgemeinde Bern und der Israelitische Gemeindebund von 1933 bis 1937 mit Teilerfolg geführt haben. Über den Ankläger Georges Brunschwig, der acht Jahre lang die Berner jüdische Gemeinde und 27 Jahre den Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund präsidierte sowie der Rechtsvertreter der Israelitischen Botschaft in Bern war, verfasste Hannah Einhaus ein einprägsames Porträt.

Den letzten Teil, von der Gründung des Staates Israel 1948 und dem Hundert-Jahre-Jubiläum der Berner Kultusgemeinde bis zur Gegenwart, leitet Daniel Gerson ein. Er analysiert die Modernisierungstendenzen und die neu definierte Rolle der Frauen sowie die Problematik der immer häufiger geschlossenen Mischehen. In einem weiteren Beitrag referiert Gerson über den Bau des neuen Gemeindezentrums 1971, die Säkularisierung und Kulturarbeit, aber auch über den diffizilen Weg zur öffentlich-rechtlichen Anerkennung der Berner jüdischen Gemeinde am 1. September 1997.

René Bloch beschreibt eingehend die Geschichte der Judaistik an der Universität Bern seit den 30er-Jahren des 19. Jahrhunderts bis zur Gründung des Instituts für Judaistik und der zugehörigen ausserordentlichen Professur an der Theologischen Fakultät 2008.

In einem Kurzbeitrag liefert Peter Abelin die Übersicht der jüdischen Bildungsinitiativen seit den 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts. Er betont die wesentliche Rolle von Rolf Bloch und Jacques Picard und besonders diejenige von Celia Zwillenberg, die zwischen 1999 und 2009 unter der Bezeichnung «JGB-College» erfolgreiche Vortragsreihen und Studienreisen organisierte.

Die Tätigkeit der *Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft* und die Rolle des interreligiösen Dialogs in Bern thematisiert Richard Staub.

Die Gesamtdarstellung der jüdischen Geschichte in Stadt und Region Bern ist ein hervorragendes Beispiel für eine populärwissenschaftliche Publikation, die ein breites Publikum erreichen kann. Die Herausgeber ersparen der Leserin und dem Leser mühsame Lektüren – sämtliche Beiträge sind flüssig geschrieben und leicht lesbar. *Helena Kanyar Becker, Basel*

Klara Hübner, **Im Dienste ihrer Stadt. Boten- und Nachrichtenorganisation in den schweizerisch-oberdeutschen Städten des späten Mittelalters,** Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag, 2012 (Mittelalter-Forschungen, Bd. 30), 387 Seiten, Abbildungen.

Zum ersten Mal liegt uns eine umfassende Studie zu denjenigen Akteuren vor, die im Spätmittelalter im Dienste der Stadt unterwegs waren: Den Boten. Klara Hübner stellt in ihrer fast 400-seitigen Berner Dissertationsschrift systematisch die Nachrichten- und Botenorganisationen der Städte Bern, Freiburg, Basel und Strassburg vor, ohne dabei den schweizerisch-oberdeutschen Städteraum und die Beziehungen zwischen den sich etablierenden urbanen Zentren aussen vor zu lassen. Ziel der Arbeit ist es, die von modernen Post-Narrativen überlagerte Bedeutung und Funktion der mittelalterlichen Nachrichtenübermittlung aufzuzeigen und in einem städtisch-sozialen Kontext zu verorten.

Die Anlage der Arbeit ermöglicht es, sich zuerst einen Überblick über die Genese der organisierten Nachrichtenübermittlung – so der von der Autorin favorisierte Terminus (S. 14) – in verschiedenen Städten (Kap. 1) und das damit eng verschränkte disparate Schriftgut der städtischen Kanzlei (Kap. 2) zu verschaffen. Im eigentlichen Hauptteil diskutiert Klara Hübner das Botenwesen als spätmittelalterliche Organisationsform (Kap. 3) und fokussiert auf das städtische Dienstpersonal, also die eigentlichen Akteure, deren Herkunft, Vernetzung und Handlungsspielraum (Kap. 4). Dieser Teil ist es denn auch, der die besondere Stärke der Arbeit ausmacht. Im Gegensatz zu den vorangehenden Kapiteln führen die beiden Hauptkapitel in analytischer Hinsicht weiter. Hier fokussiert Hübner auf die Bedingungen der Übertragung und vor allem auf die sozialen Verflechtungen zwischen Dienstleuten und einflussreichen Geschlechtern, die auf unterschiedlichen Ebenen am städtischen Informationsaustausch teilnahmen.

Die beiden folgenden Kapitel wiederum nehmen eine je ergänzende Perspektive ein. Zum einen führt Hübner aus, wie und unter welchen Reise- und Infrastrukturbedingungen die Nachrichtenüberbringer unterwegs waren (Kap. 5), zum anderen wird die Nachrichtenübermittlung in den weiteren Kontext der Herrschaftsausübung und Bündnispolitik gestellt (Kap. 6). Damit ergänzt Hübner die Forschung zur Geschichte der Eidgenossenschaft und der Herrschaftsintensivierung im Raum der heutigen Schweiz durch einen informationsgeschichtlichen Ansatz. Eigentlich könnte die Arbeit hier schliessen und bezeichnenderweise wird an dieser Stelle auch eine «(Zwischen)bilanz» (Kap. 7) gezogen. Die Resultate, unter anderem dass die Nachrichtenübermittlung ab dem 13. Jahrhundert in ihren

Ausdifferenzierungsformen (Weibel, Reiter, Läufer etc.) Entwicklungen im städtischen Organisationswesen widerspiegeln und vor allem auf den nahräumlichen und immer auch sozial durchflochtenen Interaktionsraum (Untertanengebiet, Bündnispartner) bezogen blieb, werden hier noch einmal konturiert. Klara Hübner setzt daraufhin erneut an (Kap. 8) und führt auf rund zwanzig Seiten weitere «Perspektiven und Ausblicke» aus. Widmet man sich einem bislang wenig systematisch erforschten Untersuchungsgebiet wie der Nachrichtenübermittlung, welches zugleich unterschiedliche Forschungsschwerpunkte (Informations- und Verwaltungsgeschichte, Stadt- und Sozialgeschichte) miteinbezieht, so mag es nicht erstaunen, dass die Autorin gleich eine Vielzahl an unterschiedlichen Perspektiven und Herangehensweisen einzuarbeiten sucht. So fügt gerade dieses letzte Kapitel zahlreiche spannende und interessante Hinweise auf Informationsaustausch in Konfliktsituationen und die Demonstration der Flexibilität schriftlicher und mündlicher Kommunikation in Krisenzeiten hinzu, was jedoch bedingt durch die Anlage des Buches eher akkumulativ wirkt. Erst der abschliessende Epilog vermag den Bogen zurück zur Ausgangssituation zu schlagen. Die Vorstellungen von einer straff organisierten und effizienzaffinen neuzeitlichen Post kontrastieren meist mit dem Bild des «Hinkenden Boten» des Mittelalters. Hübners Forschungsarbeit leistet den ungemein wichtigen Beitrag zu einem Verständnis der mittelalterlichen Nachrichtenübermittlung, die aus dem städtischen Kontext heraus zu verstehen ist und nicht an postalischen Informationsflüssen gemessen werden sollte. Nachrichtenübermittlung im ausgehenden Mittelalter ist charakterisiert durch eine sich diversifizierende Ämterlogik, eine sich entwickelnde städtische Administrationskultur, enge soziale Verflechtungen und letztlich auch eine grundsätzliche Flexibilität und Pragmatik.

Sowohl die eben ausgeführten Punkte wie auch der reiche Anhang mit zahlreichen Eidtexten, Amtslisten und graphischen Tafeln (Karten, Diagramme, Bilder) machen das Buch zu einer zum Nachschlagen einladenden Informationsquelle. Besonders hervorzuheben ist zudem, dass die Autorin sich auch mit der französischsprachigen Forschungsliteratur auseinandersetzt, was nicht unbedingt eine Selbstverständlichkeit darstellt.

Dieser Band birgt viel neues Wissen zum Verständnis mittelalterlicher Kommunikations- und Austauschprozesse. Der städtische Interaktions- und Herrschaftsraum wird nicht nur von Ratsfamilien gestaltet, sondern auch von Dienstleuten und Gelegenheitsboten, die diesen eben auch mitprägten. Will man einen Kritikpunkt finden, gelingt es wohl in jeder Arbeit. Hier wäre es, vor allem aus methodischer Sicht, durchaus lohnenswert, die engen intermedialen Verknüpfungen von Boten, Dokumenten und Nachrichten (und damit auch von Form und Inhalt) prinzipieller und systematisch zu problematisieren. Gerade die herausgestellte Entwicklung aus dem Weibelamt wirft die grundsätzlichere Frage nach Stellvertreterschaft respektive Delegation von Personen «im Dienste ihrer Stadt» auf. Hier könnte denn auch die Diskussion der Bedeutung und Funktion spätmittelalterlichen administrativen Schriftgutes noch gewinnbringender vorangetrieben werden, stehen doch gerade Eid- und Rechnungsbücher oder andere Dokumentenkompilationen in spezifischen Archiv- und Herrschaftskontexten. Zwar werden die Dokumentationsformen städtischer Kanzleien vorgestellt, aber eine methodisch-systematische Inbezugsetzung der überlieferten Akten und der Nachrichtenübermittlung bleibt hinter der detailreichen Schilderung der Entwicklungsgeschichte zurück.

Städtische Herrschaft und Informationsübermittlung wird – so erhofft es sich die Rezensentin – nicht mehr länger ohne deren Übermittler, die bei Regen und Dunkelheit, Krieg und Frieden, zu Fuss oder zu Pferd unterwegs waren, diskutiert werden können. *Isabelle Schürch, Universität Zürich*

Regula Schmid, Stefan Sonderegger, **Der Weg des Landes Appenzell in die Eidgenossenschaft. Das Bündnis von 1513 und seine Vorgeschichte,** Zürich: Chronos Verlag, 2014 (Edition Ad fontes: Quellen aus Archiven und Bibliotheken), CD-ROM.

Anlässlich des fünfhundertsten Jahrestags des Appenzeller Beitritts zur Eidgenossenschaft ist vorliegende CD-ROM entstanden, die, anders als eine «gewöhnliche» Festschrift, ihre Benutzer nicht nur zum Lesen, sondern auch zum Handeln animiert. Einerseits werden nämlich historische Grundkenntnisse vermittelt, andererseits soll mittels dieser CD-ROM auch das Entziffern und Lesen spätmittelalterlicher deutscher Handschriften erlernt und geübt werden. Die CD-ROM enthält eine kurze historische Einleitung, in der die massgeblichen Etappen der Appenzeller Geschichte im Hinblick auf das Jahr 1513 angesprochen werden, so die Abhängigkeit der Appenzeller von der Sankt Galler Klosterherrschaft, die Befreiung von derselben als Folge der Appenzeller Kriege in den ersten Jahren des 15. Jahrhunderts oder, zu guter Letzt, die Aufnahme Appenzells in das Bündnisgeflecht der Eidgenossen, die «hart verdient» werden musste, beispielsweise durch die Teilnahme am Schwabenkrieg auf eidgenössischer Seite. Nicht weniger als drei – erfolglose – Beitrittsgesuche in den Jahren 1501, 1510 und 1512 waren der effektiven Aufnahme vorausgegangen, Zeugnis der Entschlossenheit der Appenzeller, dem Bund der Eidgenossen als Vollmitglied beizutreten, was 1513 schliesslich auch gelang. Die angesprochene Einleitung ist denkbar knapp, so dass der interessierte Leser auf die Titel zurückgreifen wird, die im Literaturverzeichnis aufgelistet sind.

Was Papier hingegen nicht bieten kann, ist die interaktive Auseinandersetzung mit den Quellen. Die CD-ROM enthält insgesamt acht Leseübungen mit ausschnittsweise wiedergegebenen Quellen, die meist einen bündnisgeschichtlichen Hintergrund haben, so die Verbindung der Appenzeller mit den schwäbischen Reichsstädten (1377), das Burg- und Landrecht mit den Eidgenossen (1411), die Bitte um die Aufnahme in die Eidgenossenschaft (1510) oder der Appenzeller Bundesbrief von 1513. Mit Ausnahme des Bundesbriefs, den man im Original, als Transkription oder in modernem Deutsch lesen und (im mittelhochdeutschen Original) sich auch anhören kann, sind die übrigen Quellenstücke als Transkriptionsübungen angelegt. Da kann man sich nach getaner Arbeit korrigieren lassen, wobei alles, was der Mustertranskription widerspricht, rot markiert wird. Zudem ist jedes Quellenstück mit einem Kommentar und Worterklärungen versehen.

Auf den ersten Blick scheint die CD-ROM als geeignetes Instrument, mit dem sich ein studentisches wie auch ein interessiertes Laienpublikum mit dem Lesen spätmittelalterlicher Quellen vertraut machen können. Wie nutzbringend sie sich tatsächlich erweist, muss die Praxis zeigen. *Georg Modestin, Solothurn*

Clemens P. Sidorko, **Basel und der jiddische Buchdruck (1557–1612). Kulturexport in der Frühen Neuzeit,** Basel: Schwabe Verlag, 2014 (Schriften der Universitätsbibliothek Basel, Bd. 8), 488 Seiten, zahlreiche Karten und Abbildungen.

Basel war in der Frühen Neuzeit wohl der bedeutendste Ort nördlich der Alpen, der über zahlreiche namhafte Druckereien verfügte, die in der Lage waren, Texte mit hebräischen Lettern in vorzüglicher Darstellung zu veröffentlichen. Unter diesen Büchern befindet sich eine beachtliche Anzahl zwar mit hebräischen Buchstaben gedruckter Exemplare, die jedoch nicht in hebräischer Sprache sondern auf Jiddisch (Jüdisch-Deutsch) verfasst sind.[1] Diese Literatur ist Gegenstand der flüssig geschriebenen und auch für den Laien gut verständlichen Schrift Sidorkos.

Die Basler hebräischen Drucke erfuhren bereits 1964 durch Joseph und Bernhard Prijs auf 584 grossformatigen Seiten eine umfassende Bearbeitung.[2] Doch die 322 bearbeiteten Titel erlaubten keine ins Detail gehende Darstellung dieser zahlreichen Schriften. Sidorko hat die nicht hebräisch verfassten sondern jüdischdeutschen (jiddischen) Drucke analysiert. Er nennt alle in hebräischer Schrift von Jüdinnen und Juden für Jüdinnen und Juden überlieferten Texte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit mit einem sprachlichen Bezug zum Deutschen «jiddisch». Es sind dies in einer hebräischen Schriftart gesetzte Publikationen, die sprechsprachlich gesehen deutschen Texten nahe stehen (S. 48–50). Verwendet wurde mit Vorliebe die Schrift «Waibertaitsch» (S. 86). Schon Prijs befasste sich mit den jüdisch-deutschen Drucktypen, die in Basel im Jahre 1557 auftauchten und sich hier bis zum Jahre 1663 hielten, und nannte sie Weiberdeutsch (alt-jüdisch-deutsche Typen).

So wie auch die lateinische Schrift diverse Drucktypen (z.B. Arial, Times, Helvetica) kennt, kann auch Hebräisch in mehrfacher Ausprägung geschrieben werden. Die Schriftausrichtung ist immer von rechts nach links. Bei den jiddischen (jüdisch-deutschen) Texten werden gewöhnlich nur die Titel in der fürs Hebräische üblichen Quadrat- oder Raschi-Schrift gesetzt, andere Textpassagen hingegen eben mit Schrift-Typen, die Sidorko als Waibertaitsch, Prjis als Weiberdeutsch bezeichnet.

Wie sich deutsch mit hebräischen Buchstaben schreiben lässt, welcher Laut der deutschen Sprache mit welchem Buchstaben der hebräischen Schrift wiederzugeben sei, interessierte die christlichen Hebraisten schon früh. Sebastian Münster, bekannt als Verfasser der «Cosmographia»,[3] lehrte seinerzeit als Theologieprofessor an der Basler Universität Judaistik und befasste sich schon 1516/1524 mit den jüdisch-deutschen in hebräischen Lettern geschriebenen Texten.[4] Er ermittelte, mit welchen hebräischen Buchstaben ein deutscher Text zu verfassen sei. Geklärt wurde auch, welche Type des Waibertaitsch der hebräischen Quad-

1 Vgl. auch Heiko Haumann (Hg.), Acht Jahrhunderte Juden in Basel. 200 Jahre Israelitische Gemeinde Basel, Basel 2005, S. 56 und Fussnote 146.

2 Die Basler hebräischen Drucke (1492–1866), im Auftrag der öffentlichen Bibliothek der Universität Basel, bearbeitet von Joseph Prijs, ergänzt und herausgegeben von Bernhard Prijs, Olten/Freiburg i. Br. 1964.

3 Sechs Bände, Basel: Adam Petri, 1544.

4 Sebastian Münster, Institutiones grammaticae in hebraeam linguam, Basel: Johann Froben, 1516 (vgl. Sidorko, S. 130–133).

ratschrift entspricht.[5] Ein Glücksfall war, dass Sebastian Münsters Nachfolger im Amt des Judaistikdozenten, Johann Buxtorff der Ältere (1564–1629), auch als Zensor amtete und dieses Amt mit Milde versah. Er erhielt von jedem Druck mit hebräischen Buchstaben ein Belegexemplar, sammelte diese Schriften, so dass sie schliesslich in die Bestände der Basler Universitätsbibliothek gelangten.

Die Auftraggeber für die Drucke kamen von weit her. Auf der Rückseite des vorderen Bucheinbandes zeigt eine Karte die Orte. Wichtig waren namentlich die Druckaufträge aus Frankfurt am Main, der Stadt, die schon vom Talmuddruck her mit den Basler Druckern Beziehungen unterhielt.

Sidorko untersucht auch die für den Absatz der Druckwerke in Frage kommenden Destinationen. Osteuropa war besonders bedeutsam. Bezeichnend sind mehrere Beschlüsse von Rabbinerkonferenzen, die besagen, dass die Druckvorlagen vor der Veröffentlichung von drei Rabbinern zu genehmigen seien, wobei Basel als wichtigster Orte besonders genannt ist. An wen richteten sich diese Schriften? Gedacht wurde an eine Kundschaft, die zwar die hebräischen Buchstaben kannte, aber der hebräischen Sprache kaum mächtig war: Frauen und wenig gebildete Männer.

Bei Konrad Waldkirch wurden insgesamt 69 Hebraica gedruckt, davon 20 der christlichen Theologen sowie 14 jiddische Bücher, gleichviele wie beim italienischen Konkurrenten Giovanni di Gara in Venedig. Prostitz in Krakau produzierte 73 jiddische Drucke. Bei Waldkirch erschienen acht Neuerscheinungen. Die andern Publikationen sind Nachdrucke, Übersetzungen (S. 301–306).

Gegenstand der so gedruckten Texte sind Gebete (20 Gebetbücher) und Lieder, religiöse Vorschriften und Bräuche, Sittenspiegel, Epik, erzählende Prosa, historiographische und mystische Literatur. Einige gedruckte Werke sind recht umfangreich, so das «Maisebuch»,[6] das von Astrid Starck ins Französische übersetzt wurde. Sidorko gibt den in Waibertaitsch geschriebenen Buchtitel in modernen Druckbuchstaben wieder und fügt eine Übersetzung ins moderne Deutsch an (S. 280). Dieses sehr verdienstvolle Verfahren ist im ganzen Buch Sidorkos immer wieder anzutreffen und erschliesst recht eigentlich die in Waibertaitsch-Typen gesetzten Originalschriften. Allein dem «Maisebuch» widmet er ein neun Seiten umfassendes Kapitel. Ausführlich wird auch das «Siben weisen meinster-bichel» behandelt, herausgegeben von Jakob Ben David Weil aus Brest-Litowsk und Jakob Buchhändler aus Meserits in Litauen (Kapitel 8.2.5.1).

Das Buch Sidorkos ist hervorragend ausgestattet. Karten und Porträts fehlen ebensowenig wie die Faksimiles der Titelseiten der Bücher. Allerdings ist die Qualität der Titelreproduktionen bei Prijs dem Druck bei Sidorko deutlich überlegen. Umschriften der Texte erleichtern die Lektüre des sogfältig erarbeiteten Stoffes.

Sidorko schenkt seine Aufmerksamkeit auch den Druckern und dem für den Druck beigezogenen Personal. Das jüdische Druckereipersonal war nicht einfach

5 Vgl. Die Basler hebräischen Drucke, S. 156. Abb. 73 zeigt das hebräische Alphabeth in Quadratschrift und Waibertaitsch-Typen nebeneinandergestellt aus Wigando Appellio, Linguae Sanctae Canones grammatici, Basel 1561.

6 Die Maise ist eine Art Novelle, ein Exemplum, das am Sabbat im Kreis der Familie gelesen wurde. Sie diente gleichermassen der Erbauung wie der Unterhaltung (vgl. Sidorko, S. 279).

zu rekrutieren. Aus Italien sowie im Osten Europas konnten fachkundige Mitarbeiter gewonnen werden. Juden benötigten eine Sondergenehmigung um in Basel verweilen zu dürfen. Grundsätzlich war Juden der Aufenthalt in Basel verboten. Sidorko nennt neun bei Waldkirch als Drucker, Setzer und Korrektoren beschäftigte Juden und beschreibt ihre Lebens- und Arbeitsbedingungen (S. 319–338).

Jiddisch wurde in Basel zum ersten Mal 1557 bei Jakob Kündig gedruckt. Es war das «Sefer Doniel», ein episches Werk in 496 Strophen zu vier Versen. Später erschienen die jiddischen Drucke fast ausschliesslich bei Konrad Waldkirch (Tabelle S. 207). Ambrosius Froben musste nach Freiburg im Breisgau ausweichen, wo drei jiddische Texte gedruckt wurden, so dass man hier kaum von «Basler» Drucken sprechen kann.[7] Am 15. Februar 1612 erschien als letzter jiddischer Druck bei Waldkirch das «Sefer Smuel» und dann aus verschiedenen Gründen, die Sidorko darlegt, kein Druckwerk mehr für Juden.

Die Basler hebräischen Druckereien waren eine namhafte Einnahmequelle für das Basler Gewerbe. Da hierfür auch der Beizug von Juden als Hilfskräfte unabdingbar war, muss das Druckwesen mit hebräischen Lettern auch für die Geschichte der Juden in Basel mit einbezogen werden. Die Sparte der jüdisch-deutschen Texte hat ihren Platz im Kulturleben der Stadt am Rhein. Hervorzuheben ist, dass der Buchschmuck von namhaften Künstlern, zum Beispiel Hans Holbein, geschaffen wurde. *Peter Stein, Basel*

Mathieu Caesar, Marco Schnyder (dir.), **Religion et pouvoir. Citoyenneté, ordre social et discipline morale dans les villes de l'espace suisse (XIV^{e}–XVIII^{e} siècles)**, Neuchâtel: Editions Alphil – presses universitaires suisse, 2014, 262 pages, 1 carte, 1 tableau, 3 graphiques, 5 illustrations.

Les rapports entre religion et pouvoir figurent parmi les thématiques classiques de l'historiographie dédiée au Moyen-Âge et à l'époque moderne. Ce volume collectif dirigé par les historiens genevois M. Caesar et M. Schnyder regroupe douze articles (dont un en italien) autour de ces rapports dans des «villes de l'espace suisse». En guise d'introduction P. Monnet esquisse une vue générale de la ville médiévale tant dans l'auto-perception des contemporains que dans l'historiographie. Le résultat oscille, chez les deux, entre Jérusalem et Babylon: la ville comme espace idéal et matrix de toute innovation «positive» (démocratie, égalité, éducation, savoir, commerce) s'oppose à la ville comme lieu du vice et des épidémies, dirigée par des élites restreintes qui dominent une société hiérarchisée et exclurent parfois violemment les juifs, les pauvres, les étrangers.

Les dix articles qui suivent se focalisent sur le rapport religion/pouvoir en partant de points de vue divers, dans différentes villes et époques. Ils ont en commun de souligner les multiples imbrications soit coopératives soit conflictuelles du pouvoir et de la religion dans une variété de situations concrètes. Au niveau des institutions d'abord on constate que souvent, au Moyen-Âge, les conseils municipaux n'avaient pas d'autre lieu de réunion que les couvents des franciscains – à Lausanne (S. Manzi) ou Fribourg (K. Tremp Utz) et Lugano (M. Schnyder) –, que les fameux Consistoires de Genève (M. Caesar) ou de Lausanne (N. Staremberg) se composaient de membres ecclésiastiques et laïcs et que des confréries laïques à Lugano s'occupaient des tâches en même temps spirituelles, sociales, écono-

7 Bei Jakob Foillet erschien 1603 noch ein Pentateuch-Nachdruck auf Jiddisch.

miques et politiques (D. Adamoli). Ce fut un beau «symbole réel» que les pierres utilisées pour construire le couvent de la Sainte Marie des Anges à Lugano (1515–1525) aient été prises des ruines du château des ducs de Milan, lui-même détruit sur ordre des cantons suisses, nouveaux maîtres du Tessin (A. Moretti). Au niveau des procédures, par exemple de nomination de curé, on observe à Fribourg un modèle où la bourgeoisie nomme le (seul) curé de la ville du XIII^{e} au XX^{e} siècle, tandis qu'à Berne – et c'est plus tôt la règle générale – la nomination se faisait par les autorités ecclésiastiques (K. Tremp Utz). A Lugano existait un système compliqué, prévoyant la nomination des prédicateurs pour l'Avent et le Carême par le magistrat (qui les paye aussi) selon une proposition faite alternativement par les ordres religieux présents dans le bourg (M. Schnyder). A Neuchâtel par contre les pasteurs réformés n'arrivent pas toujours à imposer leur droit de nomination soit contre le magistrat de la ville, soit contre le gouverneur – catholique – dans un cas de réfugié huguenot en 1688 (P.-O. Léchot). Tandis que – pour changer les choses en termes de relations extérieures – le recours au canton protecteur, Berne, ne semble pas avoir été de mise dans l'exemple neuchâtelois, les élites réformées d'une autre ville alliée, Mulhouse, se procurent l'appui militaire des cantons réformés (Bâle avec l'aide de Zurich, Berne et Schaffhouse) pour établir la paix publique et sécuriser leur autorité lors des conflits confessionnels des années 1580 (O. Kammerer). A Lugano, par contre, le magistrat défend son droit de nomination des prédicateurs contre des interventions ecclésiastiques (l'archévêque de Milan, l'évêque de Come, le patriarche de Venise, les supérieurs des ordres impliqués) et séculières (les cantons catholiques suisses) (M. Schnyder). Le chevauchement le plus explicite entre pouvoir et religion se trouve au niveau des normes – souvent symbolisées dans les rituels et cérémonies. C'est par le rituel «sacré» du serment que le pouvoir des magistrats sur leurs concitoyens est légitimé (O. Richard), c'est dans la procession religieuse organisée par les confréries à Lugano que se marque la distribution de pouvoir entre autorités politiques et ecclésiastiques, et c'est selon un processus similaire que le juriste Philibert Berthelier, ancien chef du parti eidguenot à Genève, exécuté illégalement par l'évêque, est transformé en saint martyre de type chrétien. Et ce sont les normes «chrétiennes» que les Conseils des villes visent à imposer en tant que magistrats «chrétiens», ce sont les règles d'une moralité chrétienne qui disciplinent la population au nom des autorités urbaines – dans les villes réformées de Neuchâtel, Lausanne ou Genève, dans les centres catholiques comme Genève avant la réforme, Fribourg ou Lugano. Cette proximité du temporel et du spirituel se reproduit au niveau social: dans presque toutes les familles des élites urbaines on trouve des membres soit des conseils politiques, soit des institutions religieuses; des nombreuses relations de parenté ou de parrainage lient ces deux sphères formellement séparées.

Les articles se concentrent sur la Suisse romande (Genève, Neuchâtel, deux fois Lausanne) et le Tessin (trois fois Lugano), tandis que la partie alémanique n'y figure que par Bâle (dont la réforme est datée à 1534 au lieu de 1529 par O. Richard dans son article portant sur le serment à Bâle) et la ville alliée de Mulhouse. La politique linguistique du volume fait traduire en français les citations en allemand, mais pas celles qui sont en italien ou en latin – un choix intéressant. L'imbrication fondamentale entre religion et pouvoir aux époques médiévale et moderne se manifeste aussi dans les divers concepts appliqués par l'historiographie et repris dans ce volume: tandis que les uns parlent de la «sacralisation» du politique, les autres évoquent la «laïcisation» du religieux, tandis que les uns

parlent de la piété individuelle, les autres constatent une «communalisation» de l'église; et à la «sécularisation» des domaines religieux s'oppose la «cléricalisation» des élites politiques (K. Tremp Utz; M. Caesar; N. Staremberg) ou le «néocléricalisme» des pasteurs (P.-O. Léchot). Le concept le plus souvent discuté (Monnet, Tremp Utz, Kammerer, Richard, Caesar) est celui de «religion civique», même s'il ne figure pas dans le titre du volume, tandis que la «citoyenneté» mentionnée dans le titre n'est pas vraiment thématisée par les articles. La notion de «religion civique», introduite dans la discussion par le médiéviste français André Vauchez, signifie, en gros, que les autorités civiles disposent d'un droit de regard sur le religieux – ce qui est normal à l'époque. Mais F. Walter, dans sa conclusion, tente l'approche de l'autre côté proposant le terme «civisme religieux» pour souligner l'imbrication des deux dimensions. L'Etat moderne, qui se forme pendant les siècles envisagés, ne semble pas avoir réussi à se légitimer sans recours à la religion, et par conséquent, a besoin des normes religieuses pour justifier ses tentations de discipliner ou «policier» les bourgeois et les habitants. Les buts et les motifs de cette discipline pouvaient pourtant changer: les normes chrétiennes et les institutions religieuses (comme les couvents, les confréries ou les Consistoires) qui avaient jadis une raison d'être spirituelle étaient forcées, dès le 18e siècle au plus tard, de se légitimer par leur utilité sociale (A. Moretti; N. Staremberg) dont le contenu fut de plus en plus défini et géré par les autorités politiques laïques – un processus qui n'est a priori pas irréversible, comme on l'observe actuellement.

Andreas Würgler, Genève

Fabrice Brandli, **Le nain et le géant. La République de Genève et la France au XVIIIe siècle. Cultures politiques et diplomatie,** préf. de Michel Porret, Rennes: Presses universitaires de Rennes, 2012, 397 Seiten, 3 Abbildungen.

Eine Geschichte diplomatischer Beziehungen zu schreiben, meint der Autor der hier zu besprechenden Studie, mute auf den ersten Blick an wie das Eindringen in einen seit Generationen bis in den letzten Winkel erforschten Garten: Eigentlich scheine alles bereits bekannt und gesagt zu sein. Dass sich ein zweiter, kulturwissenschaftlich geschärfter Blick durchaus lohnen kann, zeigt Fabrice Brandli in seiner 2012 publizierten Dissertation allerdings gleich selbst. Seine Studie zu den Beziehungen zwischen Genf und Frankreich im 18. Jahrhundert fügt sich in eine Reihe jüngerer, innovativer Forschungen ein, die durch die Erprobung neuer methodischer Ansätze unser Verständnis frühneuzeitlicher Aussenbeziehungen um viele Erkenntnisse erweitern konnten.

Brandli fragt in seiner Untersuchung nach den Interaktionsmodalitäten zwischen den beiden sich hinsichtlich Grösse, Macht, Konfession und politischer Kultur stark unterscheidenden, betreffs ihres völkerrechtlichen Status als souveräne Staaten aber, zumindest im Anspruch, gleichen Akteure. In einem ersten Teil werden der rechtliche Rahmen und der politische Kontext der Beziehungen vom Anfang des 18. Jahrhunderts bis zur Annexion 1798 nachgezeichnet. Brandli spricht sich dabei vehement gegen die Vorstellung aus, Genf sei im 18. Jahrhundert ein französisches Protektorat geworden. Aufgrund der Mediationstätigkeit in den verschiedenen Genfer Revolutionen gelang es der Krone zwar, ihren Einfluss in der Republik im Verlauf des Jahrhunderts auszudehnen, der «multiple Bilateralismus» (Bertrand Badie), den Genf in seinen Aussenbeziehungen pflegte, konnte jedoch bis zuletzt die alleinige Kontrolle durch Frankreich verhindern. So wurde etwa die militärische Intervention Frankreichs von 1782 durch

die ultrakonservativen Genfer Magistraten mitgestaltet, von Bern und Sardinien mitgetragen und von Preussen und England zumindest geduldet. Auch im französischen Monopol der diplomatischen Repräsentation in Genf, das bis zur Errichtung einer sardischen Gesandtschaft 1782 bestand, sieht Brandli weniger eine Verwirklichung französischer Hegemonieansprüche, als vielmehr das Resultat konvergenter Interessen des französischen Hofes und der Regierung und Bürgerschaft Genfs.

Im zweiten Kapitel geht Brandli auf das Personal der französischen Gesandtschaft ein, die Residenten, Sekretäre und Kaplane der *chapelle.* Als Residenten standen die französischen Vertreter in Genf auf einer der untersten Rangstufen der diplomatischen Hierarchie und entstammten meist der *bourgeoisie de robe* oder dem niederen Adel. Um zum Posten in der Handels- und Finanzstadt Genf zu gelangen, waren neben gut funktionierenden familiären Netzwerken am Hof bisweilen auch wirtschaftliche und finanztechnische Kompetenzen gefragt. Zu Recht relativiert aber Brandli die Rolle der Residenten als Staatsdiener und verweist auf ihre komplexe soziale Identität. So gehörten verschiedene der französischen Vertreter in Genf der *République des Lettres* an, wurden in die gelehrten Gesellschaften Genfs aufgenommen, pflegten Austausch mit Voltaire und Genfer Gelehrten und betätigten sich als Kunstsammler.

In den folgenden, den Schwerpunkt der Dissertation bildenden Kapiteln wird der Fokus der Untersuchung auf verschiedene Formen der symbolischen Kommunikation gelegt. Nach einem Überblick über die sich im 18. Jahrhundert verstärkende Kritik des Zeremoniells und seiner Behandlung in der zeitgenössischen diplomatischen Traktat- und Völkerrechtsliteratur untersucht Brandli die Konstruktion und Darstellung der staatlichen Würde im Medium des diplomatischen Zeremoniells. Im Falle der Beziehungen zwischen Genf und Frankreich wurde in der zeremoniellen Interaktion zwischen Genfer Magistraten und französischen Residenten einerseits die formelle Gleichheit der beiden Mächte als souveräne Staaten repräsentiert, andererseits aber auch die Präzedenz Frankreichs, sowohl als Monarchie wie später als Republik, bekräftigt.

In der Analyse des Genfer Zeremonienbuchs, einer Kompilation verschiedenster zeremonieller Akte mit Präzedenzcharakter, kann Brandli dann anhand vieler Beispiele zeigen, wie Genf durch die zeremonielle Interaktion mit fremden Gesandten und Amtsträgern sowie Angehörigen des europäischen Adels versuchte, sich in die Ordnung souveräner europäischer Mächte einzugliedern. Die diplomatischen Zeremonielle wie auch die in einem nächsten Kapitel beleuchteten Feste und die Geselligkeitskultur verdeutlichen, wie stark sich das republikanische Genf in dieser Hinsicht an den dominierenden Normen der Adels- und Fürstengesellschaft orientierte. Dass dieser Annäherung Grenzen gesetzt waren, wird im letzten, den diplomatischen Gabentausch behandelnden Teil gezeigt: Dem Geschenk französischer Herrscherporträts hatte Genf als Republik nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen und konnte es deshalb nicht mit einer Gegengabe erwidern, sondern musste es als Zeichen königlicher Gewogenheit entgegennehmen.

Der Darstellungsteil wird ergänzt durch ein hilfreiches Verzeichnis der verschiedenen Genfer Räte, eine Auflistung der französischen Gesandten in Genf und ein Namensregister. Weniger zweckmässig, da viel zu klein ausgefallen, sind zwei zeitgenössische Karten der Stadt Genf und ihres Umlandes.

Verschiedene Teile des vorliegenden Werks knüpfen an die veröffentlichte Fassung der Lizentiatsarbeit des Autors an.[8] Dennoch bringt die Studie, hauptsächlich aus kulturhistorischer Perspektive, eine Fülle von neuen spannenden Erkenntnissen und widerlegt überzeugend die These vom französischen Protektorat Genf, indem sie auf die verschiedenen Ressourcen eingeht, die auch einem «Zwerg» in seinen Aussenbeziehungen zur Verfügung standen. Was allerdings gerade in dieser Beziehung nur ungenügend berücksichtigt wurde, sind die personalen Netzwerke der Genfer Magistraten, Kaufleute und Bankiers. Obwohl Brandli die Bedeutung der grenzüberschreitenden Verflechtung wiederholt erwähnt und etwa ausdrücklich auch die französischen Residenten nicht als blosse Staatsdiener versteht, bleibt seine Darstellung letztendlich stark staatszentriert. Offene Fragen bleiben zum Teil auch bei der Anerkennung der Souveränität Genfs durch das diplomatische Zeremoniell. Diese wird zwar postuliert, aber kaum empirisch nachgewiesen. Profitiert hätte das Werk in dieser Hinsicht auch von einer stärkeren Rezeption der jüngeren (deutschsprachigen) Forschung zur symbolischen Kommunikation. Brandlis Ausführungen zur zeremoniellen Interaktion hätten durch die Auseinandersetzung etwa mit den Studien Barbara Stollberg-Rilingers oder André Krischers sowohl an theoretischer Schärfe wie an Anschlussfähigkeit gewinnen können. *Andreas Affolter, Universität Bern*

Nicolas Disch, **Hausen im wilden Tal. Alpine Lebenswelt am Beispiel der Herrschaft Engelberg (1600–1800)**, Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag, 2012 (Norm und Struktur. Studien zum sozialen Wandel in Mittelalter und Früher Neuzeit, Bd. 41), 548 Seiten, 7 Abbildungen.

Nicolas Dischs Studie ist einem mikrogeschichtlichen Zugang verpflichtet: Er untersucht die wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Verhältnisse im Engelberg der Frühen Neuzeit. Mit seinem breiten thematischen Zugang will er «die Lebenswelt der Engelberger Bevölkerung» skizzieren und aufzeigen «wie die Talleute innerhalb gesellschaftlicher Bezüge und vorgefundener Rahmenbedingungen ihre Umwelt deuteten und diese durch ihr Handeln mitgestalteten» (S. 30). Das Beispiel Engelberg soll dabei auch Antworten liefern auf generelle Fragestellungen; so zum Beispiel zur Frage, wie die Pastoralisierung die nordalpine Wirtschaftsweise veränderte, oder wie soziale Netzwerke in einer politischen Mischverfassung funktionierten – die Herrschaft Engelberg hatte ja sowohl Elemente eines Fürstenstaats als auch eines Landsgemeindeorts. Allgemeine kulturhistorische Themen, denen sich die Arbeit widmet, sind das Verhältnis zwischen Schriftkultur und mündlicher Überlieferung und Ausprägungen des barocken Katholizismus.

Als Quellen benutzt Disch hauptsächlich Talprotokolle, einen Bestand, der Gemeinde-, Rats-, Gerichts- und Verwaltungsakten beinhaltet. Seit dem späten 16. Jahrhundert wurden diese Protokolle in hoher Dichte verfasst, und sie sind für eine ländliche Gegend aussergewöhnlich gut erhalten und erschlossen. An vielen Stellen zeigt sich, dass der Autor diesen grossen Quellenkorpus akribisch untersucht und auch manchem Detail Beachtung geschenkt hat. Die vielen Ereignisse und Episoden sind ein wichtiger Bestandteil der Arbeit. Sie vermitteln die

8 Fabrice Brandli, Une résidence en République. Le résident de France à Genève et son rôle face aux troubles politiques de 1734 à 1768, Genève 2007.

Vielgestaltigkeit des Lebens im Hochtal und zeigen die Talbevölkerung als Akteure. Ab und an erschweren sie aber auch den Blick auf Relationen und Trends.

Die Studie ist unterteilt in drei Kapitel zu Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur. Im ersten Teil beschreibt Disch mit Landwirtschaft, Aussenhandel, Lohnarbeit und Soldwesen die wichtigsten wirtschaftlichen Tätigkeiten der Engelberger Bevölkerung. Diese waren einerseits stark ortsgebunden und andererseits auf überregionale Wirtschaftsräume ausgerichtet. Die Viehwirtschaft beispielsweise, der mit Abstand stärkste Wirtschaftszweig, basierte weitgehend auf den lokalen Ressourcen. Gleichzeitig wurde das Hochtal durch die zunehmende Ausfuhr von Hartkäse eingebunden in Handelsnetze, die von Luzern bis Norditalien reichten. Landwirtschaft wurde in Engelberg in vielfältigen und komplex ineinander verwobenen Nutzungsformen (privat, genossenschaftlich, kollektiv) praktiziert und generierte starke Besitz- und Einkommensunterschiede. Diese wurden noch gesteigert durch einen hoch entwickelten Bodenmarkt. Auch in Bezug auf das Soldwesen zeigt Disch die Relevanz sowohl aussenpolitischer Beziehungen als auch lokaler sozialer Netzwerke (unter anderem entsprechende Familientraditionen) auf.

Das Kapitel über die Gesellschaft widmet sich den sozialen Netzwerken im Tal und beschreibt verschiedene Repräsentationsformen von Macht und Herrschaft. In Bezug auf den zweiten Punkt kommt besonders ausgeprägt das Anliegen des Autors zum Tragen, Talgeschichte nicht mit Klostergeschichte gleichzusetzen, sondern die Komplexität der Beziehungen zwischen Kloster und Talbevölkerung aufzuzeigen. Die Talleute verstanden und inszenierten sich beispielsweise nicht nur als Untertanen, sondern auch als Beschützer des Klosters (S. 328).

Disch zeichnet die gesellschaftliche Schichtung nach und das Bestreben der Eliten, ihren politischen Einfluss zu sichern. Es wird deutlich, wie wichtig die Beziehungspflege, insbesondere innerhalb der Familie, war, um sich für allfällige Notsituationen abzusichern – und zwar für alle gesellschaftlichen Gruppen. Spezielle Beachtung schenkt der Autor den Normen für geschlechtliche Beziehungen. Hier fallen die unkritische Übernahme von Adjektiven aus den Quellen und eine fehlende Sensibilität für die Genderdimension negativ ins Gewicht.[9] Es wäre interessant, Engelberg mit dem Val de Bagnes zu vergleichen, das kürzlich von Sandro Guzzi in dieser Hinsicht untersucht worden ist.[10]

Im Kapitel Kultur sticht vor allem der Abschnitt über das religiöse Leben hervor. Hier, wie auch im Abschnitt über die Landwirtschaft, beschreibt Disch mit detaillierten Hinweisen auf die Ortsgeographie. Um den Leserinnen und Lesern den Zugang zur Engelberger Landschaft zu erleichtern, stellt er an den Anfang des Buches schematisch gezeichnete Landschaftsbilder, wo auch die in den Quellen auftauchenden Flurnamen eingezeichnet sind. Diese Hilfsmittel sollen «einen […] Zugang zur Gedankenwelt der Talleute eröffnen» (S. 33). Tatsächlich wird anhand dieser Verortungen die ausgeprägt räumliche Dimension von Wirtschaft und Kultur deutlich. So illustrieren zum Beispiel die vielen und strategisch platzierten sakralen Bauten und religiösen Zeichen die starke Durchdringung des täglichen Lebens mit religiösen Handlungen und Abläufen. Diese Kultur war eine Folge des klösterlichen Einflusses und wurde gleichzeitig von der Bevölkerung mitgetragen. Interessant

9 Als Gegenbeispiel: Claudia Töngi, Um Leib und Leben. Gewalt, Konflikt, Geschlecht im Uri des 19. Jahrhunderts, Zürich 2004.

10 Sandro Guzzi-Heeb, Passions Alpines. Sexualité et pouvoirs dans les montagnes suisses (1700–1900), Rennes 2014.

wäre gewesen, wenn die soziale Komponente in die räumliche Analyse miteinbezogen worden wäre. Michael Blatter hat am Beispiel der Engelberger Wildheugebiete und ihrer verschiedenen Nutzergruppen eindrücklich gezeigt, wie räumliche und soziale Topographie zusammengehen konnten.[11] *Rahel Wunderli, Möriken*

Rolf Thalmann (Hg.), **«Keine Liebe ist an sich Tugend oder Laster». Heinrich Hössli (1784–1864) und sein Kampf für die Männerliebe,** Zürich: Chronos Verlag, 2014 (Schriftenreihe der Heinrich Hössli Stiftung, Bd. 1), 224 Seiten.

Die Erforschung der homosexuellen Emanzipationsbewegung und ihrer herausragenden Gestalter war über lange Zeit ein Kreisen um den Fixstern Magnus Hirschfeld. Er hatte Ende des 19. Jahrhunderts sein Engagement begonnen, als bürgerliche Gelehrte das Deutsche Reich dominierten und das Land sich an der Spitze des wissenschaftlich-technischen Fortschritts befand. Zeitgleich entfalteten sich eine Vielzahl sozialer Reformbewegungen, so dass die Emanzipation der Männerliebenden aus Sicht der Historiker gut in den Kontext der Zeit zu passen schien. Dieses Geschichtsbild bekam ernsthafte Risse, als in den 1990er Jahren Volkmar Sigusch den Juristen Karl Heinrich Ulrichs zum «ersten Schwulen der Weltgeschichte» kürte: Fern ab der Metropolen, sexuell selbstbewusster als es Hirschfeld jemals war und Begründer – und nicht Adept – einer wissenschaftlichen Erklärung der Entstehung von Homosexualitäten avancierte Ulrichs zum historischen Lieblingsschwulen in Wissenschaft und Öffentlichkeit. Doch war er nicht der «Erste», vor ihm war Heinrich Hössli bedeutsam. Seine Werke waren zwar bereits in den 1990er Jahren neu ediert und kommentiert worden, aber er wurde in seiner Schweizer Heimat überhaupt nicht und in deutschen Gelehrtenkreisen nur höchst peripher wahrgenommen. Nun aber haben einige Schweizer «ihren» Hössli wieder entdeckt, eine «Heinrich Hössli Stiftung» gegründet und mit diesem Sammelband den bestehenden – noch recht bescheidenen – Forschungsstand zusammengefasst. Der Historiker Rolf Thalmann hat die Ausführungen historischer Autoren mit den Aufsätzen heutiger Gelehrter (zum Beispiel Marita Keilson-Lauritz oder Manfred Herzer) verknüpft, so dass sich ein kohärentes Bild der historischen Figur Heinrich Hössli bietet: ein liberaler Mann mit Geschäftssinn und dem Wunsch, verkrustete Strukturen in seiner Heimat aufzubrechen – und somit die Idealfigur im Sinne der Schweizer Selbstwahrnehmung. Der Nachwelt hinterliess er ein ursprünglich auf drei Bände angelegtes Werk «Eros», von dem zwei Bände erschienen sind. Seine wirtschaftlich prosperierende, gesellschaftlich aber lange rückschrittliche Heimat verliess Hössli allerdings bereits 1852, wobei der Streit um sein Buch eine nicht unwesentliche Rolle gespielt hatte. In seinem von späteren Kritikern «weitschweifig» genannten Buch (S. 69) wiederholte Hössli Argumentationen antiker Autoren zugunsten der Männerliebe und verglich die Verfolgungen unter Einfluss der Kirche mit den Hexenprozessen.

Der an der Universität Passau lehrende Germanist Hans Krah analysiert die unbedingte Argumenationsweise Hösslis, der in der Gewährung von Liebe für alle Menschen die Gewährleistung für ein harmonisches Zusammenleben der

11 Michael Blatter, Die Veränderung der alpinen Landwirtschaft zwischen dem 14. und 18. Jahrhundert – am Beispiel des «Wildheuens» in Engelberg, in: Der Geschichtsfreund 163 (2010), S. 169–188.

Menschen erblickte. Für die Bestrafung homosexueller Männer war in diesem Denken kein Platz, ebenso wenig wie für eine das Privatleben der Menschen beeinflussende Kirche. Der Literaturwissenschaftler Robert Dean Tobin beschreibt, welche zentralen Begriffe für Hössli bedeutsam waren, z.B. Freundschaft, Sexualität oder Natur. Obwohl Autodidakt, verstand Hössli, dass er die bislang gebrauchten sprachlichen Konstrukte zur Erklärung der mannmännlichen Liebe nicht einfach weiter nutzen konnte, sondern sie neu einsetzen oder fassen musste. Für die Literaturhistorikerin Marita Keilson-Lauritz steht Hössli am Anfang dessen, was man später den «schwulen Kanon» nenne sollte: Die Aufzählung all jener Autoren der griechisch-römischen Antike sowie der aussereuropäischen (orientalischen) Gelehrten, die in der Liebe zwischen Männern nichts Verwerfliches sahen. Keilson-Lauritz gelingt es, Hösslis ursprüngliche Quellen und Übersetzungen der antiken Texte teilweise zu entschlüsseln und sie verweist auch auf einen wichtigen Unterschied zu späteren Forschern: Hössli war überzeugt, dass der negative Einfluss der christlich-jüdischen Lehre die Verfolgung der Homosexuellen erst auf die Tagesordnung der Gesellschaftspolitik gesetzt habe. Infolgedessen fehlt jeder Hinweis auf den Text «Davids Klage um Jonathan», der späteren Forschern wichtig sein sollte. Der Berliner Historiker Manfred Herzer schliesslich macht deutlich, wie zeitbezogen Hösslis Argumentation war. Er hatte den Aufklärer Johann Gottfried Herder ebenso wie den griechischen Philosophen Platon als verständnisvolle Advokaten der gleichgeschlechtlichen Liebe ausgemacht. Doch Herzer weist nach, dass Platon das, was man heute «Homosexualität» nennen würde, bestenfalls als nicht zu beseitigendes Übel ansah und bei Herder lassen sich ohnehin kaum Anhaltspunkte finden. Offenbar überschätzte Hössli das grundsätzliche Auftreten für Aufklärung Herders in seiner sexualitätsbezogenen Breitenwirkung. Gerade im Aufsatz von Herzer fällt auf, wie sehr Hösslis Anschauungen von heutigen Einschätzungen abweichen. Hössli trennte nicht zwischen Liebe und gelebter Sexualität – ihm fehlten sowohl Bildungshintergrund als auch Begriffe. Die Gelehrten seiner Zeit waren noch nicht so weit, wie er gehofft hatte. Von seinen Glarner Zeitgenossen, die nach Erscheinen des ersten Bandes des «Eros» nach der Zensur riefen, ganz zu schweigen.

Im Ganzen handelt es sich bei dem vorliegenden Werk um einen schönen Sammelband über einen lange verkannten und von Lokal- und Wissenschaftshistorikern ignorierten Privatgelehrten. Es wäre der historischen Figur «Heinrich Hössli» allerdings zu wünschen, dass er nicht in die Mühlen der nachträglichen Überhöhung und Geschichtspolitik gerät. Zu viel Identifikation schadet der historiographischen Genauigkeit – die Debatten um Magnus Hirschfeld sind hier ein gutes und warnendes Beispiel. *Florian G. Mildenberger, Frankfurt/Oder*

Monika Burri, **Bodywear. Geschichte der Trikotkleidung, 1850–2000,** Zürich: Chronos Verlag, 2012 (Interferenzen – Studien zur Kulturgeschichte der Technik, Bd. 19), 432 Seiten, 66 Abbildungen.

Wer kennt sie nicht aus eigener Erfahrung oder aus der plakativen Werbung der 1950er und 1960er Jahre: Kinderpyjamas von Calida, welche durch die von der Firma patentierten Abschlussbündchen ein nächtliches Verrutschen und damit nackte Arme, Beine und Rücken im Schlaf verhindern? Oder die seit den 1980er Jahren dank innovativen Modeschöpfern wie Calvin Klein (wieder) getragene fein gerippt-gestrickte weisse Männerunterwäsche (zusammengehalten von einem breiten Gummiband, auf welchem der Name des Designers prangt und das

aus dem Hosenbund hervorblitzt), für die Pauline Zimmerli bereits 1874 den Grundstein legte. Oder das passende feminine Pendant: die «seamless»-Damenwäsche-Kollektion von Hanro, die dank Nicole Kidman in Stanley Kubricks Film «Eyes Wide Shut» von 1999 einen regelrechten Boom auslöste. Anhand solcher nicht nur in der Schweiz wohlbekannter Trikotprodukte oder «Bodywear» erklärt uns Monika Burri in ihrer 432 Seiten starken Dissertation die Geschichte der 150-jährigen Geschichte der Trikotkleidung.

Das Gebiet der Maschenstoffe wird von der Autorin aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet. Sie legt die technischen, betriebsorganisatorischen und kulturellen Grundlagen für die Wirkerei- und Strickereiindustrie dar, folgt deren Anfängen im 19. und ihrem Aufschwung im 20. Jahrhundert, ihrer spezifisch schweizerischen Ausprägung und ihrer geschlechterspezifischen Ausbreitung. Bereits die einleitenden Begriffserklärungen versprechen einen spannenden Einblick in das Gebiet des Maschenstoffs und dessen Produktion und zeigen auf, welche vielschichten Zugänge und Verknüpfungen der Forschungsgegenstand zu bieten hat.

Die Historikerin hält fest, dass trotz grosser Bedeutung der Bekleidungsindustrie und des Kleiderkonsums dem Untersuchungsgegenstand Kleidung in den Geschichtswissenschaften wenig Beachtung geschenkt wird. Wichtige Impulse in der Kleiderforschung stammen ab Mitte des 19. Jahrhunderts aus der Trachtenforschung. Um die Wende zum 20. Jahrhundert mehren sich Studien rund um das Phänomen Mode aus soziologischer, philosophischer und ökonomischer Sicht. Mit der Ausgestaltung verschiedener Stilrichtungen von Kleidung und deren zunehmender Medialisierung differenzieren sich die Mode- und Kleidungstheorien. Es werden kommunikative Aspekte von Kleidung hervorgehoben und analysiert.

Der vorliegenden Studie liegen bisher kaum erschlossene Firmenarchive von Calida, Sawaco, Hanro und Zimmerli zugrunde. Bei den hier vorgefundenen Archivalien handelt es sich vorwiegend um textile Musterstücke und Werbematerialien. Die heterogene und lückenhafte Quellenlage wurde ergänzt durch fundierte Recherchen in Modezeitschriften und zeitgenössischer Fachliteratur. Expertenberichte von Welt- und Landesausstellungen sowie insbesondere auch die Jahresberichte des Schweizerischen Wirkerei-Vereins wurden beigezogen.

Methodologisch stützt sich die Autorin auf das ethnografische Programm der «dichten Beschreibung» und versteht Kleidung als kulturelles «Bedeutungsgewebe». Ausgehend von charakteristischen Produkten aus der Wirkerei- und Strickereiindustrie – wie Gustav-Jaeger-Hemden, Reformleibchen, Badetrikots, T-Shirts usw. – wird der Versuch unternommen, die zahlreichen historisch relevanten «Fäden», die im «Bedeutungsgewebe» dieser Produkte verstrickt sind, sichtbar zu machen. Der produktebiografische Ansatz, welcher den Lebensweg eines Produkts von der Herstellung und Vermarktung über die Distribution und den Verkauf bis zum Erwerb und Gebrauch untersucht, hilft der Autorin, die Arbeit zu strukturieren.

Monika Burri gliedert ihre Arbeit in drei sich zum Teil überschneidende Zeitblöcke, die jeweils durch idealtypische Muster der Trikotherstellung charakterisiert werden. Diese Muster entstehen durch neue Produktionsmechanismen, Vertriebsinnovationen und damit verbundene betriebsorganisatorische Konsequenzen.

Im ersten Teil zeichnet die Autorin die Formierung der maschinellen Wirkerei und Strickerei zu einem neuen Industriezweig nach, welcher die bis Ende des

19. Jahrhunderts getrennten Produktionsstufen der Stoffherstellung und Kleiderfertigung vereinigte. Die neuen Unternehmensformen waren Voraussetzung für den im Entstehen begriffenen Fertigkleidermarkt, welcher nun anfing, serienmässig praktische, gesunde und bewegungsfreundliche Unter- und Oberbekleidung für Damen und Herren hervorzubringen.

Ab den 1920er-Jahren wurde die Wirkerei- und Strickereiindustrie von neuen Körperbildern und Moden, vor allem in der Damenbekleidung, beeinflusst. Der zweite Zeitblock der Arbeit widmet sich der von den Fabriken als zukunftsträchtig erachteten Fabrikation von modernen, eleganten Damendessous und Damenoberbekleidung.

Die Verfügbarkeit von Synthetikfasern, neuen Modeleitbildern, vielfältigen Präsentationsformen und -medien für textile Neuheiten sowie der in den 1960er-Jahren erfolgte Durchbruch der Fertigkleiderindustrie bilden den Rahmen des letzten Blocks. Im Zentrum steht die Entstehung und Verbreitung einer multifunktionalen Allroundbekleidung, welche – als Bodywear bezeichnet – von der Underwear zur Outwear-Mode emporstieg.

Die Leistung dieser äusserst spannend zu lesenden Studie von Monika Burri liegt darin, die wenig beachtete Wirkerei- und Strickereiindustrie erforscht und sie in den breiten Zusammenhang von Mode, Gesellschaft, Technik, Wirtschafts- und Handelsgeschichte gestellt zu haben. Die Autorin liefert damit einen facettenreichen Einblick in ein Gebiet, das aus dem heutigen textilen Alltag nicht mehr wegzudenken ist.

Mit Spannung sind Innovationen in der Trikotverarbeitung weiterzuverfolgen: möglich, dass wir unseren Körper aus ökologischen Gründen (Insektizide, Transportwege, Wasser- und Erdölverbrauch) bald nicht mehr in uns vertraute trikotverarbeitete Fasern aus Wolle, Seide, Baumwolle oder Synthetik hüllen, sondern dass diese durch neue Garne aus alternativen Naturfasern wie Algen, Bananen, Brennesseln oder Milch (!) ersetzt werden (bz Nordwestschweiz, 24.10.2013, S. 9: Wenn Milch und Algen am Kleiderbügel hängen).

Caroline Huwiler, Basel

Willi Loepfe, **Aufstieg und Untergang der Thurgauischen Hypothekenbank (1851–1914)**, Frauenfeld: Verlag des Historischen Vereins des Kantons Thurgau, 2014 (Thurgauer Beiträge zur Geschichte, Bd. 151), 266 Seiten.

Die schweizerische Bankengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts ist, man glaubt es kaum, bis anhin kaum erforscht worden. Die grossen Züge kennen wir zwar von Jubiläumsschriften, Sammelbänden und einzelnen Dissertationen. Aber viele wichtige Fragen sind nach wie vor unbeantwortet geblieben. Die Situation wäre noch desolater ohne die Beiträge des freischaffenden Historikers Willi Loepfe, der bis 2002 in den Diensten einer Schweizer Grossbank gestanden hat. 2006 und 2011 publizierte er zwei Bände zur Geschichte des schweizerischen Finanzplatzes von 1923 bis 1975, die dank seinem privilegierten Zugang zu den Bankarchiven viel neues Material enthalten. Nun hat er ein Buch zur Geschichte der Thurgauer Hypothekenbank von der Gründung 1851 bis zum Untergang 1914 geschrieben, das wiederum neue Massstäbe setzt und als Standardwerk längere Zeit Bestand haben dürfte. Loepfe pflegt einen präzisen und unaufgeregten Stil, erklärt das Bankgeschäft mit grosser Sachkenntnis und lässt bei der Interpretation der Quellen grosse Vorsicht walten. Der Autor versteht sein Handwerk.

Der Untergang der Thurgauer Hypothekenbank lässt sich durchaus mit den jüngsten Bankenkatastrophen vergleichen. 1911 war sie die drittgrösste Hypothekenbank der Schweiz, ihr Scheitern bedrohte das gesamte schweizerische Finanzsystem. Zudem war sie keineswegs das einzige Finanzinstitut, die damals in Schwierigkeiten geriet. In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg verschwanden Dutzende von Regional- und Hypothekarbanken, viele Kunden verloren ihre Ersparnisse. Die Krise war so bedrohlich, dass sie die ersten Bemühungen um eine Bankenregulierung auf Bundesebene auslöste. Es brauchte allerdings eine zweite Finanzkrise, bis das Parlament einen Beschluss fasste. Erst 1935 trat das erste eidgenössische Bankengesetz in Kraft.

Loepfe erzählt Aufstieg und Niedergang der Thurgauer Hypothekenbank in fünf Teilen. Er schildert, wie die kleine, vom Staat protegierte Bank zu einem grossen Kreditinstitut mutierte, das nicht nur im Kanton Thurgau, sondern auch in Zürich und in Deutschland tätig war. Ein wichtiger Grund für die forsche Expansion über die Kantonsgrenzen hinaus war der erhöhte Wettbewerbsdruck im Heimmarkt, der 1871 durch die Gründung der Thurgauer Kantonalbank entstand. Die 1880er-Jahre waren diesbezüglich eine Schlüsselzeit. Während die Kantonalbank kontinuierlich wuchs, bekundete die Hypothekenbank grösste Mühe, ihren Marktanteil zu halten. Eine solche Konstellation ist für die Entstehung von Finanzkrisen geradezu klassisch. Eine Bank fühlt sich durch den Wettbewerb an den Rand gedrängt und kompensiert die eigenen Schwächen durch eine riskante Expansionsstrategie, die zu hohen Verlusten führt. Loepfe vermag die Motive und Entscheidungsprozesse während dieser Schlüsselphase gut zu rekonstruieren, obwohl die Protokolle nur selten die Diskussionen in den Leitungsgremien abbilden. Er kann ferner überzeugend nachweisen, wie die teilweise fragwürdige Rekrutierung zu Fehlbesetzungen führte. Die Bank war fest in den Händen der Thurgauer Freisinnigen, die meisten Verwaltungsratsmitglieder waren Politiker, Richter oder Offiziere, denen das nötige Fachwissen fehlte. Die interne Aufsicht war mangelhaft, was wiederum an die jüngste Finanzkrise erinnert.

Erste Schritte über die Grenzen des Thurgaus hinaus machte die Hypothekenbank Ende der 1880er-Jahre, als sie ins Geschäft mit Kaufschuldbriefen einstieg. Die Kunden lebten im Badischen, die Objekte befanden sich hauptsächlich im Kanton Zürich – es formierte sich eine Art Dreiecksgeschäft mit stetig steigenden Einsätzen. Allein im Jahr 1895 stieg die Bilanzsumme der Hypothekenbank um 36 Prozent, was hauptsächlich auf diese ausserkantonalen Kredite zurückzuführen war. 1899 begannen die Liegenschaftspreise in Zürich nachzugeben, was die Solvenz der badischen Schuldner schwächte, was wiederum voll auf die Bilanz der Hypothekenbank durchschlug. Um das Bilanzwachstum aufrecht zu erhalten, stieg die Bank nun in das Geschäft mit Grosskrediten in Deutschland ein. Sie beteiligte sich an der Finanzierung von Prestigebauten in Köln, Düsseldorf und Berlin und unterstützte Firmen in Süddeutschland. 1910 erreichte die Bilanzsumme der Hypothekenbank 207 Millionen Franken – 1880 hatte sie noch 40 Millionen betragen.

Der Untergang der Hypothekenbank begann sich im Frühling 1912 abzuzeichnen. Es kursierten Gerüchte, wonach die Bank mit Verlusten wegen der bankrotten Leih- und Sparkasse Steckborn rechnen müsse. Der Aktienkurs gab stark nach. Im Mai drohte eine Liquiditätskrise, worauf sich die Bankleitung an die Basler Handelsbank und die SNB wandte. Die SNB drängte auf schnelle Hilfe

und stellte zusammen mit der Handelsbank zehn Millionen Franken zur Verfügung, um einen Bankrun abzuwenden. Die Begründung der SNB klingt sehr modern: Es gehe darum, eine regionale Wirtschaftskrise, die über die Kantonsgrenzen hinaus wirken würde, zu verhindern. Die Hypothekenbank wurde als «too big to fail» eingestuft. Ende Juni wurde die Insolvenz der Leih- und Sparkasse Eschlikon bekannt, was das Misstrauen gegenüber der Hypothekenbank verstärkte. Der baldige Konkurs drohte. Im Juli fand in Zürich eine Sitzung mit hochrangigen Bankenvertretern unter Führung der SNB statt. Es wurde entschieden, ein Hilfspaket von 47 Millionen Franken zu schnüren, um eine grössere Bankenkrise zu verhindern. Die Situation beruhigte sich wieder. 1913 destabilisierten erneut grössere Verluste die Bank, worauf die Kunden begannen, ihre Spargelder abzuziehen. Ende Dezember sah der Verwaltungsrat keine andere Lösung als in die Fusion mit der Schweizerischen Bodenkredit-Anstalt in Zürich einzuwilligen. Im Februar 1914 wurde der Schritt von den Generalversammlungen der beiden Banken beschlossen. Die grössten Verlierer der Fusion waren die Aktionäre, während die Gläubiger keine Verluste verkraften mussten. Ungeschoren kamen auch die Verantwortlichen der Bank davon. Ihnen konnten keine strafbaren Handlungen nachgewiesen werden. Auch das kommt einem sehr bekannt vor.

Tobias Straumann, Zürich

Yvonne Zimmermann (Hg.), **Schaufenster Schweiz. Dokumentarische Gebrauchsfilme 1896–1964,** Zürich: Limmat Verlag, 2011, 581 Seiten, 186 Abbildungen.

Es ist nicht von der Hand zu weisen: Die Ergebnisse der von Yvonne Zimmermann herausgegebenen Studie *Schaufenster Schweiz. Dokumentarische Gebrauchsfilme 1896–1964* bedienen ein bisher vernachlässigtes Feld der Filmgeschichtsschreibung. Das gilt auch noch fünf Jahre nach ihrem Erscheinen. Mehr noch: Die Ergebnisse korrigieren bisherige Narrative zur Schweizer Filmgeschichte, in denen dokumentarische Gebrauchsfilme bisher höchstens marginal Beachtung fanden. Darum lautet das ambitioniert formulierte Ziel der Studie «eine zusammenhängende Darstellung der Geschichte des dokumentarischen Films in seinen Produktions-, Verwendungs- und Adressierungszusammenhängen des Tourismus, der Industrie, der Volksbildung und der Schule» zu schreiben (S. 16). Denn den Anhängern des Autorenfilms sei es gelungen, ihre Vorstellung von Dokumentarfilmen zu festigen und «frühere, beziehungsweise andere Formen und Praktiken so nachhaltig zu diskreditieren, dass die Geschichte des dokumentarischen Films in der Schweiz vor 1960 in weiten Teilen bis heute nicht geschrieben wurde» (S. 15). Die geneigte Leserschaft bekommt die Fronten also gleich zu Beginn klar aufgezeigt.

Die vorliegende Studie resultiert aus dem Forschungsprojekt *Ansichten und Einstellungen: Zur Geschichte des dokumentarischen Films in der Schweiz,* das von 2002 bis 2006 am Seminar für Filmwissenschaft der Universität Zürich durchgeführt wurde. Aus in- und ausländischen Archiven werteten die Autoren einen Quellenkorpus von über 1200 Filmen aus. Der methodische Fokus war dabei ein doppelter: Einerseits wurden mit seriellen Analysen bildliche Motive, narrative Strukturen und rhetorische Strategien der Filme unter die Lupe genommen. Andererseits wurden ihre Herstellungs-, Vertriebs- und Rezeptionsverhältnisse über zusätzliche Schriftquellen wie Nachlässe, Firmenunterlagen, Dokumente zur staatlichen Filmpolitik sowie Zeitungen und Zeitschriften durchleuchtet. Entstanden ist ein umfangreicher, die konzeptionellen und historischen Kontexte des

dokumentarischen Gebrauchsfilms darlegender erster Buchteil, auf den drei historische Analysen übergeordneter filmischer Themenfelder folgen: die von Pierre-Emmanuel Jaques erforschten Reise- und Tourismusfilme, die von der Herausgeberin untersuchten Industriefilme sowie die von Anita Gertiser analysierten Schul- und Lehrfilme.

Die grosse Stärke und Einzigartigkeit der Studie liegt im gemeinsamen Fokus der Autoren auf das «Aufführungsereignis» (S. 17). Dadurch geraten nicht nur das in der Filmgeschichtsschreibung lange bevorzugte Kino, sondern eben auch alternative Orte – die «non-theatrical exhibition»[12] – wie Messen und Ausstellungen, Schulen, Fabriken, Vereinslokale, Gaststätten, Gemeindesäle oder Turnhallen in den Blick. Dort nutzten die Film-Auftraggeber die für sie produzierten Filme als «mediale Werkzeuge» (S. 45) unter anderem zur Werbung, Erziehung, Firmenkommunikation oder zur Unterhaltung. Überzeugend schälen die Autoren heraus, wie die «Multifunktionalität» (S. 79) der Gebrauchsfilme ihre Rezeption bestimmte: Die unterschiedlichen, flüchtigen Bedeutungen der Filme wurden über ihre jeweiligen Herstellungs- und Nutzungskontexte festgelegt. Mit diesem Interesse für die sozialen und ökonomischen Gebrauchszusammenhänge der Filme in verschiedenen Milieus rücken Zimmermann, Jaques und Gertiser auf produktive Weise in eklatante Nähe zu Bourdieus Sozialstudien zur Fotografie.[13] Sie offenbaren den Lesern damit die medialen Infrastrukturen, also die Zusammenhänge der Herstellung, der Gestaltung und des Einsatzes von Gebrauchsfilmen – ein Aspekt, der auch bei der Analyse anderer Medienformen nicht selten verdeckt bleibt, jedoch abseits der medialen Inhalte auf Bedeutungen einwirkt.

Gerade dieser Fokus auf die Rahmenbedingungen des Gebrauchsfilms vor der Einführung der Eidgenössischen Filmförderung 1963 deckt auf, wie sehr die historiografisch bisher vernachlässigte Gebrauchsfilm-Produktion die wirtschaftliche, technische und personelle Grundlage der gesamten schweizerischen Filmbranche war. Tourismusverbände wie die Schweizerische Verkehrszentrale oder die schweizerische PTT, Unternehmen wie Nestlé und Maggi sowie Institutionen für schulische Bildung wie der Schweizerische Schul- und Volkskinematograph oder die SAFU Zürich alimentierten mit ihren Aufträgen Filmlabore, technische Geräte für Postproduktion und sicherten Ausbildung und die Beschäftigung qualifizierter Mitarbeiter, die letztlich auch den freien Film ermöglichten. Dieses «einheitliche Produktionsmilieu» begünstigte die «Zirkulation von Stoffen, technischen Mitarbeitern und Schauspielern» (S. 300). Es bestand eine Durchlässigkeit zwischen freien und Auftragsfilmen: Schauspieler waren sowohl in kommerziellen Kinofilmen, als auch in Auftragsproduktionen zu sehen; Regisseure, Cutter, Komponisten und Kameraleute betätigten sich auf beiden Seiten. Die vorliegende Studie liest sich daher auch als ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte des Mediums Film in der Schweiz.

Den Blick hinter das filmische Bild reichern die Autoren mit Filmbild-Analysen an, die der Studie ihren Titel gaben. Ihre Kernthese lautet, dass dem dokumentarischen Gebrauchsfilm aufgrund der Masse der Filme und ihrer weiten Verwendung im In- und Ausland eine nationale Schaufensterfunktion zukam. Die für dieses medial konstruierte Selbst- und Fremdbild des Landes genutzten Motive

12 Anthony Slide, Before Video. A History of the Non-Theatrical Film, Westport 1992.
13 Pierre Bourdieu, Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie, Frankfurt a.M. 1981.

scheinen seit Beginn der Filmgeschichte äusserst beständig zu sein, sind sie doch auch heute noch omnipräsent: Berglandschaften, Handwerk, Bräuche, Volkssportarten. Die historischen Veränderungen fanden abseits bildlicher Sujets statt. Beispielsweise über Anleihen bei fiktionalen Erzählstrukturen des Spielfilms, die Jaques ab den 1930er Jahren für den Tourismusfilm diagnostiziert. Oder der von Zimmermann angeschnittenen, seit den 1950er Jahren eingesetzten fiktionalen Vertonung von Industriefilmen. Das repetitive Beibehalten der Motive, die gleichzeitig mit immer wieder angepassten Erzählstrategien erneuert wurden, verstärkte eine stereotype Rezeption der Schweiz. Für die Leserschaft erhellend ist der ikonologisch scheinbar gemeinsame Nenner der dokumentarischen Gebrauchsfilme, der sich um ein bildrhetorisch inszeniertes Spannungsfeld zwischen Tradition und Modernisierung gruppiert. Jaques schreibt vom «Bild einer doppelten Schweiz» (S. 206): Das Schaufenster zur Schweiz zeigt ein Land zwischen traditionellen Berg- und Brauchtumsmotiven und modernen, innovativen technischen Bildmotiven wie Eisenbahnen, Städten und Fabrikanlagen – eine Metapher für den dokumentarischen Gebrauchsfilm vor 1964, wie sie aktueller kaum sein könnte.

Es bleibt abschliessend festzuhalten, dass die Autoren ihrem einleitend reklamierten Anspruch durchwegs gerecht werden: *Schaufenster Schweiz* bietet «eine Grundlage für eine Mediengeschichte des dokumentarischen Films in der Schweiz» (S. 15–16). Zwar atmet die Studie merklich die Luft der Legitimierung gegenüber gängigen filmwissenschaftlichen Narrativen und Ansätzen, weil sie mit dem dokumentarischen Gebrauchsfilm eben eine Gattung stark macht, die bisher vernachlässigt wurde. Dennoch dürften die hier versammelten Ergebnisse zumindest für die Historiografie des schweizerischen Films einen interessanten Wendepunkt darstellen, der auch in die Bereiche anderer prägender Medienformen des 20. Jahrhunderts, beispielsweise der Fotografie, ausstrahlen wird. Gelesen als «Entwurf einer Landkarte, der das Feld absteckt und vermisst, Topografien skizziert und Markierungen setzt, die Orientierungshilfen und Wegweiser für weitere Forschungen bieten können» (S. 23), liefert die gelungene Studie gerade für eine transnationale Verflechtungsgeschichte zahlreiche Anknüpfungspunkte, um länderübergreifende Praktiken sowie Tendenzen in Form, Funktion und Verwendung des dokumentarischen Gebrauchsfilms vergleichend zu analysieren und zu historisieren. *Mirco Melone, Universität Zürich*

Georg Kreis, **Insel der unsicheren Geborgenheit. Die Schweiz in den Kriegsjahren 1914–1918,** Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2014 (2., überarbeitete Auflage), 299 Seiten, 140 Abbildungen.

«Auf den Zweiten Weltkrieg folgt der Erste Weltkrieg» – mit diesem Anachronismus umschreibt Georg Kreis nicht nur den Weg der Schweizer Historiografie und ihre – reichlich späte – *Entdeckung* des Weltereignisses (S. 10). Er zeichnet damit gewissermassen auch seine eigene Forschungsbiografie nach, die sich ebenfalls zuerst den in der Nachkriegszeit drängenden Fragen über die Rolle der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs zuwandte. Erst die Aufarbeitung dieser jüngeren Schweizer Geschichte scheint auch den Fokus auf die «Urkatastrophe» (George F. Kennan 1979) und deren Auswirkungen auf das Land mitten im kriegsversehrten Europa möglich zu machen. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs, der sich 2014 zum hundertsten Mal jährte, nahm sich der Basler Historiker zum Anlass, das historische Grossereignis für die Schweiz darzustellen und dem

Thema zu mehr Beachtung zu verhelfen. Rund ein Jahr nach Erscheinen war das Buch bereits in der zweiten Auflage erhältlich.

Die mit Fotografien und Illustrationen reich bebilderte Gesamtdarstellung der Schweiz in den Jahren 1914–1918 soll trotz des Schattens, welcher der Zweite Grosse auf die historiografische Wissenskarte wirft, keine systematische Vergleichsstudie zwischen den beiden Kriegen sein. Vielmehr möchte Georg Kreis den Weltkrieg – als er eben noch nicht der «Erste» war – als eigenständiges Ereignis begreifen. Gleichwohl setzt er beide Kriege zueinander in Beziehung, wenn er danach fragt, «ob und in welchem Mass die Schweiz ihre Offenheit und Verbundenheit mit der sie umgebenden Welt im Ersten Weltkrieg eingebüsst hat und ob schon damals das eingetreten ist, was später, dem Zweiten Weltkrieg zugeschrieben, als Reduitdenken bezeichnet wurde» (S. 13).

Es ist das Interesse am Spannungsfeld zwischen Offenheit und Abschliessung, zwischen Verflechtung und Abkehr, zwischen Weltverbundenheit und Reduitdenken, das den Autor um- und antreibt. Und es ist der Antagonismus vom Verschont-Bleiben und dem Gefühl des Betroffen-Seins, der dem Buch auch zu seinem Titel «Insel der unsicheren Geborgenheit» verhilft und der auch inhaltlich als roter Faden dient. Beim Buchtitel liesse sich durchaus kritisch fragen, ob die Insel-Metapher an dieser Stelle nicht ein zu stark aufgeladenes Narrativ sei, das dem Ziel des Autors, ebensolches zu brechen, zuwiderläuft. Allerdings erweitert Georg Kreis das Insel-Bild um eine wichtige Dimension – jene der Unsicherheit – und lenkt den Blick damit auf die fragilen und zunehmend erschütterten Verhältnisse.

Das Buch ist nach thematischen Aspekten gegliedert. In acht Teilen vermittelt Georg Kreis einen Überblick über den Forschungs- und Wissensstand zu den Auswirkungen des Weltkriegs auf die Schweiz und beleuchtet zahlreiche Teilbereiche und Einzelthemen, die in den Kriegsjahren einschneidende Veränderungen erfuhren. Nach den dramatischen Tagen und Wochen vor und nach Ausbruch des Krieges kommen nacheinander die zivile, die wirtschaftliche und die militärische Landesverteidigung zur Darstellung. Das fünfte Kapitel beschäftigt sich mit der Arbeit und dem Alltag in der Schweiz während der Kriegsjahre. Es folgt ein Kapitel über die zahlreichen sozialen Spannungsfelder, wie etwa den Graben zwischen der deutschen und der lateinischen Schweiz, den Landesstreik oder die Spanischen Grippe. Das vorletzte Kapitel nimmt das humanitäre Engagement der Schweiz einerseits und die zunehmend von «Überfremdungsangst» geprägte Fremdenabwehr andererseits in den Blick. Zuletzt befasst sich das achte Kapitel mit einigen unmittelbaren und längerfristigen Auswirkungen und Veränderungen, für welche der Erste Weltkrieg auch in der Schweiz prägend war. In diesem Zusammenhang thematisiert Kreis im abschliessenden Abschnitt «Die Schweiz – eine Insel?» – diesmal mit einem Fragezeichen versehen – noch einmal die — Insel-Metapher als ambivalent gedeutetes und bedeutendes nationales Selbstbild.

Das Buch skizziert die wichtigsten Herausforderungen, die mit dem Grosskonflikt auf die Schweiz zukamen und beleuchtet die dadurch ausgelösten Bewegungen, Entscheidungsprozesse und deren Folgen. Mittels Anekdoten aus dem Leben damaliger Zeitgenossen, Fotografien, Postkarten, Illustrationen sowie Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln gelingt es dem Basler Historiker, die Atmosphäre und Debatten von damals lebendig zu erzählen. Es ist eine faktenreiche Sammlung geworden mit dem Anspruch, nicht bloss einen geordneten Überblick, sondern auch einen vertieften Einblick in den untersuchten Zeitabschnitt zu gewähren. Damit richtet sich die Monographie hauptsächlich an ein breites, histo-

risch interessiertes Schweizer Publikum, das sich anlässlich des aufwändig erinnerten Jubiläums fragen dürfte, wie denn die Schweiz den Ersten Weltkrieg erlebt hatte.

Für Fachkreise ist das Buch eine nützliche Gesamtdarstellung zum Thema, derweil – worauf auch der Autor mehrfach hinweist – weiterhin wichtige Einzelstudien fehlen. Deshalb kann auch dieser Band in den meisten Teilbereichen kaum neue Fakten liefern. Kreis verzichtet grösstenteils auf eine thesenartige Darstellung und auch eine transnational vergleichende Perspektive fehlt weitgehend, wenngleich die Ereignisse in der Schweiz immer wieder mit den Entwicklungen im kriegsversehrten Ausland in Beziehung gesetzt werden. Forschungsdesiderate wie diese sucht man im Buch vergebens, dessen Anspruch und Verdienst dagegen in der Sammlung, wissenschaftlichen Aufbereitung sowie erzählerischen und bildhaften Gesamtdarstellung des Themas liegen. Mit dem Buch möchte Georg Kreis «eine Bestandsaufnahme vornehmen und eine Gesamtsicht vermitteln» (S. 14). Das gelingt ihm durchaus und damit füllt er eine Lücke in der Schweizer Historiografie, die bis ins Jahr 1928 zurückreicht, aus dem die letzte und längst nicht mehr zeitgemässe Übersichtsdarstellung von Jacob Ruchti stammt.[14] *Maria Meier, Universität Luzern*

Charles Baudouin, **Un Pays et des Hommes. Carnet de route (1915–1919)**, édition établie par Martine Ruchat, Antoinette Blum, Doris Jakubec, Lausanne: Age d'Homme, 2014, 240 pages.

Charles Baudouin (1893–1963) fut le fondateur, en1924, de l'Institut de psychagogie, devenu aujourd'hui l'Institut international de Psychanalyse et de Psychothérapie de Genève. Installé dans le même immeuble que l'Institut J.-J. Rousseau créé par Edouard Claparède et Pierre Bovet en 1912 – et dans lequel Baudouin enseigna à partir de 1915 – il y côtoya aussi dès 1921 Jean Piaget. L'Institut J.-J. Rousseau devint sous la direction de ce dernier, en 1929, l'Ecole de psychologie et des sciences de l'éducation (et Faculté de psychologie et des sciences de l'éducation dès 1974).

Contemporain cadet de Freud et Adler (Vienne) et Bleuler, Forel et Jung (Zurich), ce «psychagogue» français de Nancy, se replia, en 1915 à Genève, après avoir été réformé (au sens militaire du terme). Dès 1916, il s'y initia aux théories psychanalytiques, qu'il fit connaître en France après la Première Guerre mondiale. Car le conflit a retardé la réception de ce mode de pensée dans la sphère francophone. En France et dans le grand public, les théories de Freud étaient alors vues comme une manifestation obscène de la pensée germanique. Baudouin évolua de la conception volontariste d'Emile Coué – l'un de ses premiers maîtres – vers celle, plus large, individualiste et aussi moins rigoureusement positiviste de la psychologie devenue «analytique». Il devint ce que les éditrices appellent un précurseur des «multi-thérapies» actuelles.

Baudouin fut aussi écrivain, poète, traducteur et pédagogue fertile et devint un fervent pacifiste et défenseur de Romain Rolland. Sous la protection morale de ce dernier, on vit se rassembler un nombre conséquent de jeunes intellectuels, artistes et auteurs expatriés (dont aussi un grand nombre de Russes), qui subis-

14 Jacob Ruchti, Geschichte der Schweiz während des Weltkrieges 1914–1919. Politisch, wirtschaftlich und kulturell, 2 Bde., Bern 1928–1930, S. 554 und S. 572.

saient une emprise comparable à celle de Tolstoï avant la guerre. Parmi eux, on trouvait: Pierre Jean Jouve (qui renia toutefois cette phase de sa biographie), le futur anarcho-communiste Henri Guilbeaux (directeur de la revue *Demain*), le dessinateur Frans Masereel, à Berne, Hermann Hesse et au-delà des frontières Stefan Zweig. Comme Guilbeaux avec sa revue sulfureuse et interdite en France *Demain,* Baudouin publia la revue *Le Carmel,* plus philosophique et littéraire et moins politique et révolutionnaire. Avec une largeur d'esprit et une curiosité dépassant les cercles universitaires, Baudouin devint un observateur alerte et critique de son temps, annotant au fil des années dans ses calepins qu'il appela son *Carnet de Route,* écrit entre 1910 et 1963. Ce *Carnet* fut retravaillé à plusieurs reprises, réactualisé et amplifié et puis partiellement publié dans les années 40. Ce sont trois volumes d'extraits, chacun couvrant une période particulière.

Le manuscrit *Un pays et des hommes* – une partie des cahiers de Suisse du *Carnet de route* – fut terminé en 1943 et repris avec des ajouts en 1952. Il est resté inédit jusqu'à sa publication par l'Age d'Homme en 2014. Les textes présentés ici sont enrichis de documents annexes et constituent une source historique sous-estimée pour l'histoire sociale et culturelle de la Suisse et de Genève pendant la Grande Guerre, comparable à l'incontournable *Journal des années de guerre 1914–1919* de Romain Rolland (éd. compl. 1952). Ils permettent également au lecteur de découvrir chez Charles Baudouin un jeune écrivain aux multiples dons.

L'extrait du *Carnet de route,* que les éditrices viennent de publier pour la période 1915 à 1919, forme un corps de textes de nature disparate, qui va de la chronique personnelle (quasiment un journal intime) à des poésies (non reproduites dans cette édition pour respecter l'unité) à la polémique et au banc d'essai littéraire. C'est, pour les connaisseurs de Baudouin, une excellente source de son introspection, pour le lecteur moins averti une lecture rafraichissante dans sa spontanéité et authenticité. On n'y décèle aucune vanité d'écrivain dans les parties narratives. On remarquera quelques «morceaux choisis» brillants sur Rolland, mais aussi une grande vénération pour le poète alémanique Carl Spitteler (1845–1924). Il devient ainsi le premier traducteur en langue française et en alexandrins de ses poèmes épiques. Il partage cette admiration avec Rolland – qui est intervenu pour que Spitteler reçoive le Prix Nobel (1919).

Dans la pensée de l'après-guerre, profondément désillusionnée, Baudouin n'était pas seul dans la recherche de dimensions irrationnelles et quasiment mystiques. Comme Rolland chercha la non-violence (Ghandi) dans la pensée indienne, Baudouin comptait y trouver la sérénité et la sagesse. Hermann Hesse (avec *Siddharta*) l'y avait précédé. Un sentiment de faillite intellectuelle succéda à la guerre et ouvrit l'horizon à des perspectives nouvelles: la dépréciation de toutes les valeurs, le pacifisme, la critique du capitalisme impérialiste (par seulement par les communistes), la vision de l'homme non entravée par le positivisme, le regain des nationalismes (aboutissant aux fascismes) et le rejet de la politique secrète des cabinets gouvernementaux, etc. Baudouin ne se limitait pas à l'introspection, il fut un témoin éveillé.

Les éditrices, toutes trois professeures d'université, ont eu l'heureuse idée de conduire le lecteur dans les dédales de cette pensée complexe, en publiant en annexe trois essais informatifs:

Martine Ruchat (Faculté de psychologie et des sciences de l'éducation de l'Université de Genève): Sous *Chemins d'écriture* elle explicite le parti-pris et la méthode

pour la reconstitution des textes et résume le cheminement de l'évolution de la pensée de Baudouin. Celui-ci ayant été simultanément actif dans beaucoup de domaines, il importe de connaître les dates de rédaction des passages et de leur réécriture, ainsi que des amendements et ajouts comme dans une sorte de palimpseste.

Antoinette Blum (City University of New York) dresse un portrait de la *Petite internationale de l'esprit* des intellectuels expatriés (pacifistes, réfractaires, dissidents) gravitant autour de Romain Rolland (le pendant genevois des dissidents germanophones battant les pavés de Zurich – dont Lénine). Il est grand temps que ce pan de l'histoire intellectuelle des étrangers en Suisse soit enfin éclairci. En Allemagne on a su valoriser les dissidents allemands expatriés à Zurich tels que Friedrich Förster, Hugo Ball, les Dadaïstes etc. En Suisse, la politique et la xénophobie des années 30 ont oblitéré le souvenir de ces passages en Suisse d'esprits qui influencèrent la France des années 20 et 30 et l'Allemagne – hélas bien plus tard.

Doris Jakubec (professeur émérite et fondatrice de l'Institut de Recherches des Lettres romandes à l'Université de Lausanne) a finalement commenté *l'Itinéraire d'un écrivain intimiste et poète.* Elle rend hommage au créateur littéraire dont la réputation a été obnubilée par celle du psychologue. Mme Jakubec, elle aussi, a su ouvrir plus grand le regard des Romands à une vision longtemps centrée sur la tradition «latino-régionale» (les alpes et le lac) de la littérature française en Suisse. *Jean-Pierre Meylan, Bâle*

Urs Altermatt, **Die Schweiz in Europa. Antithese, Modell oder Biotop?** Frauenfeld/Stuttgart/Wien: Verlag Huber, 2011, 300 Seiten, Tabellen.

Für den Historiker Urs Altermatt ist die Schweiz «nicht nur ein Abbild Europas im Kleinen, sondern auch ein Laboratorium, sozusagen ein Biotop, in dem historische Entwicklungen Europas erprobt werden». Er erhielt für das hier angezeigte Buch den durch eine Internet-Umfrage ermittelten «Europapreis 2011» der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz.

Mit «Europa» und den Entwicklungsformen des Nationalstaates hat sich der seit 1980 an der Universität Fribourg lehrende und 2010 emeritierte Professor für Zeitgeschichte häufig beschäftigt, unter anderem im zu einem eigentlichen «Klassiker» gewordenen «Das Fanal von Sarajevo. Ethnonationalismus in Europa», erschienen 1996 in Zürich.

Seine Abschiedsvorlesung am 7. Juni 2010 in der Aula Magna der Universität Fribourg hielt er zum Thema «Verschweizerung Europas ohne die Schweiz?»; diese erschien zusammen mit verschiedenen Beiträgen und Interviews, welche den Forscher, Lehrer und Rektor Urs Altermatt vorstellten und würdigten, 2010 unter dem Titel «Religion, Politik, Gesellschaft im Fokus» bei Academic Press in Fribourg, herausgegeben von Franziska Metzger und Markus Furrer. Die Abschiedsvorlesung nahm er – stark erweitert – an erster Stelle des Europa-Bandes wieder auf. Zu Recht weist er auf die Ambivalenz des Begriffs «Verschweizerung» hin und auf die grundlegenden Änderungen in Europa nach 1989, etwa dass der Kleinstaat Schweiz ins Mittelfeld der nach Grösse geordneten europäischen Staatenwelt aufstieg. Bei der Grundfrage «Helvetischer Sonderfall oder verschweizertes Europa» weist Urs Altermatt auf verschiedene Entwicklungsparallelen hin.

Zur Stellung der Schweiz in Europa fordert Urs Altermatt, dass sie den Status eines Mitakteurs bekomme. «Ich meine», schreibt der Verfasser, «dass die Zeit für eine andere Europapolitik jenseits des Bilateralismus gekommen ist.»

(S. 43) Das Allerschlimmste wäre für ihn ein Denkverbot in Bezug auf die Mission der Schweiz in Europa.

Die Essays des ersten Teils des Buches beschäftigen sich mit Europa, jene des zweiten mit der Schweiz in Europa. Altermatt hatte sich schon in jungen Jahren mit dem Thema beschäftigt und es liess ihn nicht mehr los. An der Universität Freiburg trug er als Rektor entscheidend zur Schaffung des interdisziplinären Zentrums für Europastudien bei. In den 1990er Jahren verbrachte er lange Zeit als Gastprofessor im ehemaligen Ostblock.

Die Essays im ersten Teil stellt er unter den Titel «Europa im permanenten Prozess der Neukonstruktion» und widmet sich zuerst der Frage «Was wird aus Europa ohne Gegner?» Hier analysiert er die Orientierungskrisen nach 1989 und beschreibt Europas beschwerlichen Weg zur Einigung.

Im Essay «Europa – ein variables Konstrukt» wird deutlich, dass die Grenzen im Osten und Süden umstritten und oft unklar waren. Noch nach 1989 bestimmte der Westen, was zum – westlich geprägten – Kerneuropa zählte. Die Frage ist heute noch offen, was sich im Ukrainekonflikt deutlich zeigt. Ebenso umstritten ist die Frage, wie christlich Europa sei. Dem Nationalitätenprinzip in Europa geht er im Essay «Das multiethnische Europa und seine Staatenwelt» nach und stellt dabei die politische Integration und kulturelle Diversität als Strategien für die Integration von Minderheiten dar.

Ein Thema, das Urs Altermatt im Laufe seiner Lehr- und Forschungstätigkeit immer wieder beschäftigt hat, ist die Sprachenfrage. Dieser ist das Essay «Funktionale Mehrsprachigkeit vor dem Hintergrund des Sprachnationalismus» gewidmet. Einem zentralen Anliegen entspricht sein Essay «Plädoyer für die Staatsbürger-Nation»: Staatsbürger-Nation statt ethnische Abstammungsgemeinschaft, mehrere Identitäten, Demos als Träger der Volkssouveränität statt Ethnos, Citoyen und Bourgeois – so die Programmatik Altermatts.

Im zweiten Teil des Buches vereinigt der Autor Essays zur Rolle der Schweiz für Europa: Antithese oder Modell? Und als erstes nimmt er das Thema der schweizerischen Mehrsprachigkeit als einen für Europa paradigmatischen Fall auf, wobei allerdings die Schweiz in manchen Beziehungen in Europa zu einem Normalfall geworden sei. Und trotzdem ist das, was für die Schweiz so wichtig ist, dass nämlich ethnische, religiöse und sprachliche Grenzen nicht mit den politischen übereinstimmen, für Europa nach wie vor ein wichtiges Paradigma, auch die Tatsache, dass in der Schweiz der Sprachenschutz nicht personal, sondern territorial zum Tragen kommt. Ist die Schweiz nun ein Modell für Europa? Urs Altermatt meint, dass sich von der Schweiz aus Thesen für Europa aufstellen liessen, unter anderem diejenige der doppelten Loyalitäten: einer politischen und einer kulturellen. Im Kapitel «Neutraler Kleinstaat als Passivmitglied der EU» kommt Altermatt zum Schluss, dass sich die Politik des autonomen Nachvollzugs für die Schweiz mehr und mehr als Nachteil erweise und dass die Abgabe von gewissen Souveränitätsrechten im integrierten Europa mit geteilten Souveränitäten mehr Vor- als Nachteile bringen würde. Die politischen und nationalen Parallelen verdeutlicht Altermatt dann am Beispiel Österreich, mit dem er sich im Laufe seiner reichen Forschungsarbeit mehrfach auseinandergesetzt hat.

«Warum bricht die Schweiz nicht auseinander?», so lautet die Schlussfrage Altermatts. Angesichts der heftigen Auseinandersetzungen in der Geschichte der Schweiz, die schon im 17. Jahrhundert die von den Kirchenvätern übernommene, an die Schweiz angepasste Aussage «Helvetia regitur providentia Dei et confusi-

one hominum» zum geflügelten Wort zur Charakterisierung der Schweiz werden liessen, ist diese Frage mehr als berechtigt. Urs Altermatt weist auf die Mechanismen der nationalen Integration und schliesslich darauf hin, dass die Schweiz ein Konglomerat von wechselnden Minderheiten war und ist. Er verschweigt aber nicht Tendenzen, welche eine Gefahr für den nationalen Zusammenhalt sein könnten, zum Beispiel das Streben, Französisch als erste Fremdsprache durch Englisch zu ersetzen.

Im Epilog schliesslich beantwortet Urs Altermatt die im Titel gestellte Frage: Die Schweiz ist in und für Europa Antithese, Modell *und* Biotop. Die Schweiz gehört zwar zu den fortschrittlichsten und am stärksten globalisierten Gesellschaften des Westens, andererseits zeigten sich in ihr die Ängste vor der Globalisierung und die Abwehr des Fremden teilweise früher als anderswo.

Die Essays Altermatts geben ein umfassendes Bild der Geschichte und Gegenwart Europas und der Beziehungen der Schweiz zu Europa. Das Buch zeigt einmal mehr, wie sehr dem Autor die europäische Geschichte, aber auch die europäische Aktualität, präsent ist. Von dieser Fülle an Wissen zu profitieren, ist für jeden Leser, welcher sich mit der Geschichte Europas und der aktuellen Debatte über Europa und den Platz der Schweiz in Europa beschäftigt, ein Gewinn und ein Vergnügen. *Josef Inauen, Steffisburg*

Allgemeine Geschichte / Histoire générale

Fanny Abbott, **Des comptes d'apothicaires. Les épices dans la comptabilité de la Maison de Savoie (XIV^e^ et XV^e^ siècles)**, Université de Lausanne Faculté des lettres, 2012 (Cahiers Lausannois d'Histoire Médiévale, vol. 51), 210 Seiten.

Das in der von Agostino Paravicini-Bagliani und Bernard Andenmatten betreuten Reihe der *Cahiers lausannois d'histoire médiévale* herausgegebene Buch ist den Gewürzen und dem Gewürzhandel im Spiegel von Aufzeichnungen am savoyischen Hof gewidmet. Sie befinden sich heute im Staatsarchiv in Turin. Als pragmatisches Schriftgut halten sie für jeweils ein bis vier Jahre fest, in welcher Weise sich der gräfliche und dann seit 1416 herzogliche Hof mit Gewürzen alimentieren konnte. Dem jedem Gericht und jedem Aroma eigenen Wesen des Flüchtigen steht der bewahrende Charakter des Schriftguts gegenüber, aus dem die Nachwelt Schlüsse über die einstige Kultur der Ernährung zu ziehen vermag – seien es Aufzeichnungen über Einnahmen und Ausgaben, seien es Kochrezepte oder Rezeptsammlungen wie jene berühmte Schrift des am Hofe Herzog Amadeus VIII. (1383–1451) beschäftigten Kochs *maître* Chiquart.

Festmähler galten als Zeichen höfischer Prachtentfaltung und Luxusdemonstration, mittels der paradiesischen Verheissungen orientalischer Gewürze, mit den fein nuancierten Geschmäckern und Aromen erlesener Gerichte und Weine trugen sie sinnlich erfahrbar zur fürstlichen Repräsentation bei. Bewusst stellte Herzog Amadeus – der spätere Papst Felix V. – die «Sprache des Essens» (Massimo Montanari) in den Dienst savoyischer Machtentfaltung und Geschichtserinnerung. Wie anders wäre zu erklären, dass er (den schreibunkundigen) *maître*

queux Chiquart förmlich bedrängte, seine besten Rezepte einem Schreiber zu diktieren, um sie bleibend auf Papier zu bannen?[15]

Wie die von Abbott im Anhang edierte Aufzeichnung aus dem 14. Jahrhundert zeigt, war hingegen der am savoyischen Hof tätige und schreibkundige *Apothecarius* und *familiaris* Jean Marci selbstverständlich verpflichtet, über seine Transaktionen Zeugnis abzulegen – auf 15 Pergamenten, die er zu langen Rödeln zusammennähen liess. Er trat im Auftrag des gräflichen Hofes einerseits auf dem Markt als Einkäufer auf, andererseits oblag ihm die Verwaltung der feudalen Einkünfte von Wachs und Spezereien, welche die Kastellane und Vögte einiger Vogteien dem Grafen abliefern mussten. Demnach unterscheidet Abbott die interne, feudale Versorgungsquelle von der externen Beschaffung auf den lokalen Märkten. Sie untersucht dies anhand von Aufzeichnungen des *Apothecarius* aus den Jahren 1338–1342, dem ältesten von insgesamt 18 überlieferten Rödeln, die bis zum Jahr 1404 reichen, aber dann nur noch Pfeffer, Ingwer, Kümmel und Safran verzeichnen. Den Rodel (*computus*) von 1338–1342 hält Abbott für den ersten seiner Art, hier wurde offenbar eine neue Verwaltungspraxis erprobt und ein neues Amt geschaffen. Die Pergamentrolle diente dem Apotheker dazu, in Anwesenheit der Gräfin Yolanda und zweier Kleriker eines Tages Ende 1342 Rechnung beziehungsweise Rechenschaft abzulegen. Allerdings wird der Begriff «Rechnung» dem nach Gewürzen bzw. Warengruppen gegliederten Inhalt quellentypologisch nur begrenzt gerecht, ist seine Funktion doch ein «zinsbuchartiges» Verzeichnis feudaler Ansprüche von Wachs und Gewürzen einerseits sowie zum andern eine Arbeitsgrundlage für Kostenabrechnungen mit Kaufleuten, Apothekern und der Apothekersgattin Bona Res von Chambéry, die Gewürze geliefert hatten. Preise sind nicht angegeben, während die Mengenangaben dann im Folgenden als Grundlage für die Bezahlung der Lieferungen dienten. Das ausgewertete Schriftstück muss also ursprünglich ergänzend zu anderen (auf Zetteln oder Kerbhölzern festgehaltenen?) Listen, Rechnungen und Schuldverzeichnissen hergestellt und benützt worden sein. Inwiefern der von Jean Marci beschriebene Pergamentrodel der äusseren Form wie auch der Funktion nach mit den jüngeren (auf Papier[?] geschriebenen und als Reinschrift erkannten) Rechnungen vergleichbar ist, darauf hätte die Autorin noch genauer eingehen dürfen.

Für das 15. Jahrhundert stehen Abbott zwei Rechnungen (mit nach Eingaben und Ausgaben getrennten Rubriken) aus der Zeit von Amadeus VIII. von Savoyen zur Verfügung, dem Kaiser Sigismund 1416 den Herzogstitel verliehen hatte: die täglichen Aufzeichnungen des Hofes von Amadeus VIII. (für 1422/23) einerseits sowie jene der Hofhaltung seiner beiden Söhne (für 1425/26).

Im 15. Jahrhundert übernahmen namentlich genannte externe Händler sowie am Hof ein *epicerius domini* die Funktion der Gewürzbeschaffung. Dank der Rechnungen der Verantwortlichen am Hof ist es möglich, die Daten der jährlich etwa 30 Einkäufe, die gelieferten Quantitäten und die Qualitäten der Ware zu bestimmen. Nicht immer ist ihr Preis angegeben, was mit der jeweiligen Funktion des Schriftguts zusammenhängt: In der komplexen fürstlichen Administration ging es sowohl um die Dokumentation von Handelsbeziehungen etwa zu den Städten Genf, Bourg-en-Bresse, Chambéry, Mâcon, Montpellier, Avignon und

15 Vgl. Terence Scully (éd.), Du fait de cuisine par Maistre Chiquart, Sion 1985; Philippe Gillet, Le Goût et les mots. Littérature et gastronomie 14e–20e siècles, Paris 1987, S. 45–61.

Genua als auch um die interne Verteilung der Güter in die verschiedenen Residenzen. Denn die Aufzeichnungen waren notwendig, um die Übersicht über die Verwendung der Ressourcen zu behalten, waren sie doch für die fürstliche Kammer, die Kammer beziehungsweise das Hôtel (*hospitium*) der Herzogin sowie auch die Hôtels der Söhne, bestimmt. Manchmal ging es um die Versorgung der savoyischen Truppen, die in den Hundertjährigen Krieg involviert waren: *«Recepit a domino ex empto facto per manum Guillermi Boni ad provisionem hospicii domini pro cavalcata regis Francie... I lb grane paradisi»* (S. 146).

Abbott leistet einen Beitrag zur Geschichte des Handels und der Versorgung der Küchen am Hof der Savoyer. Zudem fördert sie Details über die materielle Kultur in fürstlichen Küchen zutage, etwa den Erwerb von Seihtüchern und textilem Gebinde für die Aufbewahrung von Spezereien. Es ging nicht nur um den Ankauf von Spezereien allein, sondern auch um Mandeln und Reis (neben Brot handelte es sich um die Grundkomponenten der auf Basis von Verjus, Essig oder Wein komponierten Saucen) ebenso wie um Feigen und Meertrauben. Was die wichtigsten Gewürze betrifft, so wurde beim Ingwer zwischen *zinziber album* und *zinziber mequinum,* Ingwer aus Mekka, unterschieden, die unterschiedliche Handelsform begründete auch Preisdifferenzen, so bei den Zuckerhüten (*panis*) und dem teureren, gemahlenen Zucker. Auch Pfeffer wurde teils schon in Pulverform geliefert (*pulver piperis*), belegt sind auch Ankäufe der klassischen Mischungen des *pulver finus* und *pulver communis,* in denen die Zimtnote vorherrschte. Gewürze, wie auch Zucker und Konfekt (*confectiones; cotignac,* eine Paste aus in Wein mit Honig oder Zucker gekochten Quitten; ein Gebäck namens *mains du Christ*) wurden in Abständen auf Vorrat gekauft, mitunter in Hinblick auf den Umzug von einer Residenz zur anderen. Jean Marci notiert gelegentlich den Verwendungszweck der Gewürze, so von Cardamom, Kubebenpfeffer und Paradieskörnern *«ad faciendum claretum, dragias, pulveres finas et communes»*. Während Chiquart sich nicht über den Claretwein äussert, finden sich hier Angaben zur Würzung von Claret.

Beeindruckend sind insbesondere die Vorbereitungen für die zweiten Bestattungsfeierlichkeiten der Herzogin Maria von Burgund in der Abtei Hautecombe im März 1423. Sie werden buchhaltungstechnisch über die Kammer der ein halbes Jahr zuvor Verstorbenen abgerechnet. Für das Trauer-Bankett wurden keine Kosten gescheut, wie der Ankauf von mindestens 64 Kilogramm Gewürzen für diesen Anlass eindrücklich bezeugt. Leider ist die Anzahl beköstigter Conviven unbekannt.

Abbott erarbeitete Tabellen mit Aufstellungen über die beschafften Mengen, aus denen die Rangfolge der Gewürze ablesbar ist. Die Liste der Spezereien hier entspricht dem Sortiment, das der savoyische Küchenmeister Chiquart in seinem *Du fait de cuisine* angibt. Somit sind Schlüsse auf die kulinarischen Kombinationen der Gerichte zulässig. Warum allerdings im 15. Jahrhundert einige Gewürze wie Kubebenpfeffer, Kümmel, Macis und Zédoaire fehlen, bleibt ungeklärt. Nach wie vor die wichtigsten Gewürze waren Pfeffer, dessen Konsum sich im Laufe des Mittelalters verallgemeinert hatte, weil er erschwinglich geworden war, Ingwer, Zimt und last but not least Zucker. Mit Abstand am teuersten war Safran, gefolgt von Nelke, Paradieskorn (Meleguetapfeffer, ein afrikanisches Gewächs), Zimt und Galangawurzel. Safran war dreimal teurer als Zimt und fünfmal teurer als weisser Ingwer (1422/23 wurden allein am Hof des Herzogs 116,5 Pfund weisser Ingwer und 94,5 Pfund Mekkaingwer verbraucht.). Demgegenüber waren die

Preise von Pfeffer, Zucker, Mekkaingwer und Anis in der genannten Reihenfolge günstiger. Zucker scheint seit dem 14. Jahrhundert in den betreffenden Kreisen nahezu ein Massengut gewesen zu sein. So summierten sich die Einkäufe von Zucker laut dem ältesten Dokument (14. Jahrhundert) allein für den Hof des Grafen auf 1594 Pfund, für den Hof seiner Kinder auf 15,25 Pfund. Indes wundert man sich, warum Honig überhaupt nicht vorkommt, und insbesondere, dass er in den Aufzeichnungen des 14. Jahrhunderts fehlt, wo doch unter den feudalen Einkünften das Wachs wichtig ist. War der Bienenhonig den herrschaftlichen Zinsansprüchen entzogen, behielten ihn die Bauern als Ertrag aus der Pflege ihrer Bienenstöcke für sich? Lässt die Nichtpräsenz von Honig in den herrschaftlichen Verwaltungsschriften die Hypothese zu, dass die ländliche Bevölkerung weiterhin mit Honig süsste, während Zucker die Gerichte der obersten Sozialschicht veredelte?

Das von Abbott untersuchte pragmatische Schriftgut unterstreicht ausser dem Luxusaufwand am fürstlichen Hof dessen Umgang mit Schriftlichkeit. Abbotts Arbeit umfasst zahlreiche Tabellen, ein Glossar sowie eine sorgfältige Edition der Aufzeichnungen im Pergamentrodel von 1338–1342. Da heute in der Forschung zu pragmatischer Schriftlichkeit der Materialität von Schriftstücken und ihrer äusseren Form verstärkt Aufmerksamkeit gilt, würde man sich von den Dokumenten beider Epochen auch Abbildungen wünschen, wofür heute das Medium einer CD geeignet wäre. Eine Transkription zumindest eines der untersuchten Dokumente der 1420er-Jahre hätte den Vergleich mit dem Rodel aus dem 14. Jahrhundert erleichtert. Mit ihrer Studie ergänzt die Autorin die ernährungsgeschichtlichen Studien von Irma Naso, Anna Maria Nada Patrone und die medizinhistorischen Studien Giovanni Carbonellis. Es wäre reizvoll, die in den savoyischen Rechnungen bezeugten fürstlichen Konsumgewohnheiten mit jenen des Lausanner Bischofs Guillaume de Challant zu vergleichen. Was dieser und sein Hofstaat auf ihrer Reise zum Hoftag in Regensburg konsumierten, ist durch die Publikation von Françoise Badel dokumentiert.[16] *Dorothee Rippmann, Zürich*

Olivier Christin, **Vox populi. Une histoire du vote avant le suffrage universel,** Paris: Le Seuil, 2014, 281 pages.

Il est des livres qui vous confortent dans vos certitudes, tandis que d'autres s'emploient à les faire vaciller. L'ouvrage d'Olivier Christin, historien des conflits confessionnels et des identités religieuses au XVI^e^ siècle, appartient à cette dernière catégorie. Une longue et minutieuse enquête sur les pratiques de vote avant l'avènement du suffrage universel l'a conduit à remettre en question bien des idées préconçues sur l'imaginaire continuité entre la démocratie athénienne et les démocraties occidentales contemporaines. Cet ouvrage poursuit «la double ambition de prendre congé des récits téléologiques enchantés et ethnocentriques, célébrant l'avènement conjoint de la liberté politique, de la pacification des conflits politiques, du citoyen moderne jouissant exactement des mêmes privilèges que tous ceux qui participent avec lui à l'exercice de la souveraineté, et d'échapper aux biais d'une approche exclusivement technique des pratiques et des règles électorales, décrites comme des solutions ou des outils dont on pourrait compa-

16 Françoise Badel, Un évèque à la Diète. Le voyage de Guillaume de Challant auprès de l'empereur Sigismond (1422), Lausanne 1991 (Cahiers Lausannois d'Histoire Médiévale, vol. 3).

rer les mérites et les défauts à travers les âges sans tenir compte des sociétés dans lesquelles elles fonctionnent et qu'elles contribuent à façonner». L'auteur veut donc éviter à la fois les théories politiques pouvant conduire à l'anachronisme comme le juridisme étroit de certaines pratiques électorales. Chronologiquement, l'auteur focalise son propos sur la période qui va du XV^e^ au XVIII^e^ siècle, en se concentrant sur les élections ecclésiastiques et académiques, sans se priver d'examiner des pratiques de vote plus modestes comme celles qui ont cours dans des communautés urbaines ou rurales. Délibérément, il a écarté l'étude des pratiques électorales anglaises et vénitiennes, sans doute mieux connues, mais qui auraient apporté un étayage supplémentaire à ses thèses. Ne boudons pas notre plaisir puisque ce choix nous vaut des pages aussi neuves qu'éclairantes sur les diètes germaniques et helvétiques comme sur la pratique du *Plus,* ce vote des paroisses entre la messe et le prêche. Il s'agit donc d'un livre important qui remet bien des idées en place. Le lecteur suisse pourra regretter que l'auteur n'utilise pas le terme de votation pour distinguer celle-ci d'une élection proprement dite. Sous le vocable vote, il englobe aussi bien le choix des autorités devant conduire une communauté, un collège, un couvent ou une ville que la prise de décision sur une question donnée qui, elle aussi, fait appel à la notion de majorité. Olivier Christin montre admirablement que les institutions d'Ancien régime ne préfigurent pas l'invention des régimes représentatifs modernes. Elles reposent sur des principes de différenciation des statuts, et non d'égalité citoyenne, de manifestation d'un ordre social plutôt que d'invention d'un espace public commun. Il faudrait bien sûr faire encore davantage la différence entre les pratiques de vote de sociétés monarchiques et celles reposant sur des éléments plus corporatistes. Le rôle du tirage au sort ou de la cooptation ne saurait être le même. La volonté de dépasser l'analyse juridique stricte des règles électorales conduit parfois à ne pas saisir complètement les effets de certaines pratiques. L'auteur imagine, qu'à côté du latoisage et du panachage des bulletins de vote suisses, le cumul affaiblit les partis politiques. En fait, si le parti ne cumule qu'une partie de ses candidats, cela le renforce. En revanche, on pourrait citer tant de remarques pertinentes, d'observations judicieuses qui font de la lecture de ce livre une mine de réflexions sur la manière dont sont prises les décisions politiques, économiques, voire judiciaires à l'époque moderne. Olivier Christin démontre de façon probante l'importance des conflits de préséance dans les assemblées d'Ancien régime, querelles souvent négligées par les historiens. Or, souvent, elles éclairent des enjeux centraux puisque ces assemblées ont aussi «pour fonction de dire ce qu'est le monde social et politique et la manière dont il s'ordonne». Il s'agit d'un monde d'hommes et pourtant on peut constater que dans certaines communautés paysannes, aux environs de Genève, des femmes, veuves ou tutrices de leurs enfants mineurs, participent aux décisions des assemblées de communiers aux XVI^e^ et XVII^e^ siècles.

La constitution même du corps électoral, surtout dans une époque où les suffrages se pèsent autant qu'ils se comptent, comme le disait encore trois siècles plus tard Sismondi, aurait pu faire l'objet de réflexions aussi stimulantes que celles concernant le nombre des participants aux conclaves, qui ne cesse de s'élever depuis le XV^e^ siècle. Ce ne sont là que vétilles, comme quelques menues erreurs de transcription des noms de patriciens genevois. Ce livre est important, ce livre est neuf, tant par son approche que par sa volonté de faire avancer la réflexion historique sur un sujet déjà entamé par les historiens du droit et des institutions au XIX^e^ s., mais entièrement repris, à nouveaux frais, sur la base d'une large

enquête, apportant des résultats parfois décoiffants pour ceux qui préfèrent les idées reçues aux idées originales. Car le plus grand mérite de cet ouvrage est d'être sans doute profondément intéressant dans sa conception comme dans les concepts qu'il construit. *Bernard Lescaze, Genève*

Matthias Märkle, **Jüdische Studenten an der Universität Tübingen 1807 bis 1871,** Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag, 2013 (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, Bd. 23), 256 Seiten, 16 Abbildungen.

1776 schrieb sich zum ersten Mal ein jüdischer Student für ein Studium an der Universität Tübingen ein. Es dauerte 30 Jahre, bis ihm 1807 der nächste folgte. In den nächsten Jahrzehnten waren es dann insgesamt mindestens 148 Studenten jüdischer Herkunft – darunter einige getaufte oder konvertierte –, wie Matthias Märkle in seiner Magisterarbeit an der Universität Tübingen herausgefunden hat. Seine Untersuchung, die hier in einer erweiterten Fassung vorliegt, endet 1871 mit der Reichsgründung, die neue Rahmenbedingungen mit sich brachte. Überwiegend stammten die Studenten, wie auch an anderen Universitäten, aus Handelsfamilien, doch waren auch intellektuelle Berufe der Väter sowie – im Unterschied zu anderen Universitäten – verhältnismässig viele Handwerker und Bauern vertreten. Dies dürfte daran liegen, dass ein Teil der Studenten aus Landgemeinden Württembergs kam. Die meisten studierten Medizin oder Jura, mit Abstand gefolgt von «Mosaischer Theologie» – von christlichen Dozenten unterrichtet – und Philosophie/Philologie. Obwohl nur eine Minderheit der jüdischen Studenten koschere Nahrungsmittel zu sich nahm, verstanden sie sich offenbar doch als Gruppe. Anscheinend gab es auch einen eigenen Verein, über den aber nur wenig bekannt ist. Abgeschlossen lebten sie allerdings nicht, eher nahmen assimilatorische Tendenzen zu. Mehrere freundschaftliche Kontakte zu nicht-jüdischen Studenten sind überliefert, und die Mitgliedschaft in einer Verbindung war durchaus üblich. Im Unterschied zur Zeit nach 1871 hat sich nur ein Fall einer antisemitischen Äusserung gegenüber einem jüdischen Studenten in den Quellen niedergeschlagen. Dieser hatte ein Duell zur Folge, das glücklicherweise keine Opfer forderte, aber eine Solidarisierung der Verbindung mit ihrem angegriffenen Mitglied bewirkte. Ebenfalls «nur» in einem Fall haben sich antijüdische Äusserungen eines Professors erhalten. Hingegen erwiesen sich derartige Vorurteile bei der späteren Berufslaufbahn der Studenten als wesentlich stärker. Nicht zuletzt aufgrund eines entsprechenden Drucks liessen sich mindestens neun ehemalige Studenten taufen.

Matthias Märkle hat eine äusserst gründliche personengeschichtliche Forschung vorgelegt, die er auch knapp in den historischen Kontext stellt. Im Anhang sind alle Angaben, die er finden konnte, für jeden Studenten einschliesslich des Erstimmatrikulierten von 1776 aufgeführt. Exemplarisch stellt er einige – wie Marum Samuel Mayer oder Berthold Auerbach – ausführlicher vor, über deren Lebensweg zusätzliche Quellen vorhanden sind. Diese Biographien hätten vielleicht noch stärker als Ausgangspunkt für eine umfassendere Analyse dienen können. Auch sonst bleiben Fragen offen, die Märkle im Rahmen dieser Arbeit nicht beantworten konnte. So wäre eine genauere Untersuchung der Herkunftsfamilien wünschenswert, um noch schärfer die Veränderungen zu fassen, die durch das Studium und die neuen Berufe in der jüdischen Gesellschaft eintraten. Für die weitere Forschung ist die Studie aber eine wichtige Grundlage. Darüber hinaus ist sie für alle, die sich für die Geschichte der Juden und der Universität sowie

für die Möglichkeiten einer Mikroanalyse interessieren, ausgesprochen lesenswert. *Heiko Haumann, Elzach-Yach/Basel*

Alexander C. T. Geppert, **Fleeting Cities. Imperial Exhibitions in Fin-de-Siècle Europe,** New York: Palgrave MacMillan, 2013, 398 Seiten.

In Überblicken zur Geschichte grenzüberschreitender Netzwerke sind Weltausstellungen ein beliebtes Sujet. So räumt Emily Rosenberg Weltausstellungen einen herausgehobenen Platz ein, wenn sie diese als kulturelle Ereignisse mit globaler Bedeutung beschreibt, die den Transfer von Personen, Gütern und Wissen bündelten und damit zu «Knotenpunkten» avancierten, die globale Interaktion an einem konkreten Ort für ein breites Publikum sichtbar machten.[17] In diesem Sinn knüpft die 2010 erstmals erschienene und nun als Paperback vorliegende Studie von Alexander Geppert an die Lesart von Weltausstellungen als «spaces of modernity» (S. 3) an, die ein komplexes Zusammenspiels von Nationalismus und Internationalismus charakterisierte. Gleichzeitig setzt Geppert seine Studie von dieser Perspektive auf Weltausstellungen explizit ab. Er ordnet das Sujet und die fünf untersuchten Ausstellungen, die zwischen 1896 und 1931 in Paris, London und Berlin stattfanden, in einen europäischen Kontext ein. Allerdings versteht Geppert die Ausstellungen nicht als Bestandteil einer nationalen Identitätsbildung und analytisch bettet er sie auch nicht in eine Gegenüberstellung von «europäischem Selbst» und «kolonialen Anderen» ein. Stattdessen liegt der Fokus auf der Trias Moderne, Medialität/Repräsentation und Urbanität. Der Autor versteht die Weltausstellungen als «overlapping series of networks that evolved over time» (S. 4). Als solche hatten sie immer nur vorübergehenden Charakter. Trotzdem, so die These, wirkten sie traditionsbildend auf das Medium Ausstellung und hinterliessen Spuren im urbanen Raum. Es ist diese Kontextualisierung der Ausstellungen in der jeweiligen städtischen Landschaft, die Gepperts Studie zumindest teilweise aus der konventionellen Lesart der Weltausstellungen als Orte der globalen Moderne herauslöst. Zu diesem Zweck fokussiert er zum einen auf die Akteure, die die Ausstellungen planten, organisierten und durchführten; zum anderen setzt er die Ausstellungen selbst in einen Zusammenhang, um so strukturelle Ähnlichkeiten und zeitgenössische Popularität zu verstehen. Die Rede vom *spatial turn* bekommt in dieser Anwendung eine spezifische Stossrichtung. Raum meint hier nicht Welt oder Globus, sondern den konkreten städtischen Raum und die Art und Weise, wie die Welt in diesem vorgestellt wurde.

Dieses Programm wird in fünf Kapiteln umgesetzt, die sich mit der Berliner Gewerbeausstellung 1896, der *exposition universelle* von 1900 in Paris, der französisch-britischen Ausstellung 1908 in London, der Empire-Ausstellung 1924 in Wembley und der französischen Kolonialausstellung 1931 in Vincennes beschäftigen. Alle Kapitel halten Skizzen von Ausstellungsgeländen, zeitgenössische Übersichtskarten oder Fotografien bereit, was das Gelesene auf bereichernde Art und Weise veranschaulicht. Analytisch sind die Kapitel vergleichbar aufgebaut: Sie untersuchen erstens Planung, verantwortliche Akteure, Interessen und Konflikte, zweitens die Ausstellungen und die dazu gehörigen Selbst- und Fremdbilder sowie drittens die Rezeption. Die Einbettung der Ausstellungen in die zwei

17 Emily S. Rosenberg, Transnationale Strömungen in einer Welt, die zusammenrückt, in: dies. (Hg.), Weltmärkte und Weltkriege 1870–1945, München 2012, S. 816–1078.

übergeordneten Kontexte – den städtischen Raum sowie die transnationalen Bezüge – kommt dabei unterschiedlich intensiv zum Tragen. Bei der Berliner Gewerbeausstellung gilt die Aufmerksamkeit den Gründen für das Scheitern einer von staatlichen Stellen geleiteten und verantworteten Ausstellung; Berlin als Stadt kommt nur über das Ausstellungsgelände Treptower Park ins Spiel. Anders sieht dies bei der Pariser Ausstellung von 1900 aus: indem der Autor das Ausstellungsgelände Champ de Mars als «Palimpsest» (S. 65) interpretiert, gelingt ein komplexer Bezug auf die militärischen, revolutionären, imperialen, nationalen und republikanischen Konnotationen dieses Terrains. Hier wie auch in den folgenden Kapiteln erfährt der Leser viel über die eigentliche Ausstellung und Geppert argumentiert, dass die Vielfalt und Heterogenität der Ausstellung weniger das Anzeichen einer Wende zum Spektakulären als vielmehr ein Spiegel der Metropole Paris gewesen sei.

Die Analyse der britisch-französischen Ausstellung von 1908 löst am ehesten das in der Einleitung angekündigte Versprechen ein, die Ausstellungen in ihren transnationalen Zusammenhängen zu rekonstruieren und zu zeigen, wie sich ein eigenes Genre formte, das weniger im nationalen Kontext verortet war als vielmehr durch die Initiatoren geprägt wurde. Dazu fokussiert Geppert auf Imre Kiralfy, den er als «superman in the exhibition world» (S. 104) einführt. Dieser verantwortete die Ausstellung und sein Konzept rührte von einer 30-jährigen Beobachtung anderer Grossausstellungen. Im Vergleich dazu beginnt das Kapitel zur Empire-Ausstellung in Wembley 1924 mit der Überlagerung unterschiedlicher nationaler Erinnerungen, die mit dem eigens für die Ausstellung gebauten Stadium verknüpft sind. Geppert unterzieht die Ausstellung einer nuancierten Interpretation. Hier wird die grossflächige Repräsentation der Dominions, Kolonien und abhängigen Gebiete – plausibel vorgeführt an der Interpretation der *Indian Section* – sowie die besondere Betonung des Imperialen als Zeichen einer substantiellen Krise interpretiert, in der sowohl das britische Empire als auch das Ausstellungsmedium steckten. Die Analyse der französischen Kolonialausstellung 1931 zeigt die Stärke der Studie: Mithilfe einer breiten Quellengrundlage, zu denen viele Bildquellen gehören, unterzieht Geppert Gelände und Ausstellung einer präzisen Analyse, die am Ende den ideologischen Bias gängiger Interpretationen offenlegt, in diesem Fall die Gegenüberstellung von Zivilisation und kolonialer Wildheit.

Im ausführlichen Fazit führt Geppert die verschiedenen thematischen und konzeptionellen Stränge zusammen und stellt die Vielschichtigkeit und die entsprechend unterschiedlichen Möglichkeiten heraus, die Ausstellungen zu lesen. Geppert will seine Überlegungen hier als Grundlage für eine Theorie der europäischen Ausstellungspraktiken verstanden wissen, die er auf drei Elementen aufbaut, der «exhibitions' transitional nature» (S. 243), dem Spannungsfeld zwischen Raum, Ort und Repräsentation sowie der Ausstellungen als einer Art Zeit- und Raumverdichtung (*chronotope*). Für die zentrale These vom transnationalen Charakter der Ausstellungen, basierend auf einem breiten Netzwerk von professionellen Ausstellungsmachern, bleibt Geppert leider den empirischen Beweis schuldig; er verweist nur auf eine Übersicht im Anhang mit kurzen biographischen Informationen zu wichtigen Akteuren. Damit nimmt sich die Studie ein wichtiges und historiographisch relevantes Erklärungspotential. Versuche, das historiographisch innovative Potential herauszustellen mit dem Hinweis, dass zeitgenössische Äusserungen von dem zur Analyse benutztem Vokabular getrennt werden

müssen, wirken dagegen komisch. Denn immerhin beruft er sich hier auf eine methodische Grundlage des Faches, die in jedem Proseminar gelehrt wird und sich deswegen nur bedingt eignet, als konzeptionelle Grosstat angepriesen zu werden. Diese Kritik soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass Geppert eine kenntnis- und detailreiche, sehr gut leserliche und anregende Studie geschrieben hat, die neue Einsichten bietet und dem Leser den Gewinn einer nuancierten historischen Kontextualisierung eines vermeintlich bekannten Gegenstands vor Augen führt. *Isabella Löhr, Leipzig/Berlin*

Patrick Kury, **Der überforderte Mensch. Eine Wissensgeschichte vom Stress zum Burnout,** Frankfurt/New York: Campus Verlag, 2012 (Campus Historische Studien, Bd. 66), 342 Seiten.

«Stress» ist ein allgegenwärtiges medizinisches Konzept. Die Schlagzeilen zum «Dichtestress» in Schweizer Medien vor und nach der Abstimmung über die «Masseneinwanderungsinitiative» im Frühjahr 2014 liefern Anschauungsmaterial. Sie stellen eine neue Episode des «wissenschaftliche[n] und mediale[n] Grossereignisses Stress» (S. 11) dar, dessen Geschichte Patrick Kury in wissenschaftlichen, populärwissenschaftlichen und journalistischen Publikationen untersucht. Im deutschen Sprachraum wurde Stress zwischen 1975 und 1977 zum «Massenphänomen» (S. 11), als mehrere medizinische Konferenzen zu Stress stattfanden und der *Spiegel* und das *Zweite Deutsche Fernsehen* Einblicke in die Labors der Stressforschung vermittelten. Bei dieser «diskursive[n] Explosion» (S. 224) von Stress erlangte auch der «Dichtestress» erstmals grössere Bekanntheit: Er war damals die Ursache körperlicher Veränderungen, die enges Zusammenleben bei einer südostasiatischen Spitzhörnchenart auslöste. Woher aber war der Stress gekommen?

Mit der Neurasthenie, also mit *der* Belastungskrankheit schlechthin des ausgehenden 19. Jahrhunderts, hatte der Stress anfänglich wenig gemeinsam (Kapitel 3). Für die Neurasthenie war die Annahme krankmachender Folgen der Beschleunigung des Lebens durch neue Kommunikations- und Transportmöglichkeiten konstitutiv gewesen. Stress hingegen nahm als ein physiologisches Konzept Gestalt an, das allein auf Vorgänge im Körperinnern fokussierte. 1946 bezeichnete der in Wien geborene und in Kanada forschende Endokrinologe Hans Selye mit «Stress» einen Zustand, in dem eine Herausforderung den Menschen- oder Tierkörper belastet und eine Anpassungsleistung erforderlich macht.

Stress hat aber nicht nur einen Herkunftsort. Die Grundlage von Selyes Stresskonzept bildete das endokrinologische Körpermodell, demzufolge das Funktionieren der Lebensprozesse von einem durch Sekrete regulierten inneren Gleichgewicht abhängig ist (Kapitel 4). Es kam 1935 in einer Arbeit des amerikanischen Physiologen Walter B. Cannon erstmals zusammen mit dem in den Materialwissenschaften gebräuchlichen Wort *stress* vor. Cannon bezeichnete seit 1914 unspezifische Herausforderungen für den Körper als *stress.* Zudem benutzten im angelsächsischen Raum Aviatikexperten der Zwischenkriegszeit und Militärpsychiater der 1940er Jahre *stress* als Sammelbegriff für physische und psychische Dauerbelastungen und für die von diesen hervorgerufenen Störungen. Selye gab diesem Stressbegriff eine naturwissenschaftliche Grundlage, indem er ihn mit dem von ihm erforschten *General Adaption Syndrom* (GAS) verband. Nicht zuletzt wegen Selyes Wissenschaftsmanagement setzte im angelsächsischen Raum und in Skandinavien daraufhin eine breite wissenschaftliche Rezeption des phy-

siologischen Stresskonzepts ein, in deren Verlauf die Parallelen zur Neurasthenie zunahmen (Kapitel 5). Unter dem Einfluss von Sozialmedizin, Psychologie und Psychosomatik entstand ein neues psychosoziales Stresskonzept, das die Aufmerksamkeit auf die äusseren Faktoren lenkte, die im Alltag Stress verursachten.

Im deutschsprachigen Raum fand vorerst keine vergleichbare Etablierung der Stressforschung statt. Stattdessen kam es zur Popularisierung der «Managerkrankheit» (Kapitel 6). Sie ordnete das Sprechen über Belastungen des Wiederaufbaus und ermöglichte Kritik am leistungs- und konsumorientierten Lebensstil der 1950er und 1960er Jahre. Konzeptionell schloss die Managerkrankheit an die Neurasthenie an. Auch ihre kulturkritische Komponente beruhte auf älteren Vorstellungen, unter anderem auf Bestandteilen nationalsozialistischer Zivilisationskritik. Kury spricht deshalb von einer «Brückenfunktion der Managerkrankheit» (S. 147). Er führt diese Belastungskrankheit als Hindernis ein, das die Rezeption der Stressforschung in Westdeutschland, Österreich und in der Schweiz verzögerte. Hinzu kam, dass die deutsche Endokrinologie unter dem NS-Regime den Anschluss an die Spitzenforschung verloren hatte (Kapitel 7). Ähnliches gilt für Psychiatrie und Psychologie: Sie suchten die Ursachen psychischer Störungen nicht in äusseren Faktoren, sondern in der individuellen Veranlagung.

In den 1970er Jahren steigerten neue Debatten über Umweltschutz und Lebensqualität dann aber doch das Interesse am psychosozialen Stresskonzept (Kapitel 8). Es eignete sich, um Mensch-Umwelt-Verhältnisse zu denken. Zudem begünstigte die Neuausrichtung des Gesundheitswesens auf vorbeugende Massnahmen die Verbreitung von Ratgebern, die das psychosoziale Stresskonzept als Grundlage für Empfehlungen zur Selbstführung nutzten. Allerdings wurde die Selbstführung zunehmend zu einer Funktion der Selbstoptimierung, die Kury als Reaktion auf die anhaltende Beschleunigung der Arbeitswelt beschreibt (Kapitel 9). Das Scheitern der individuellen Anpassung konnte zum «Burnout», einer emotionalen Erschöpfung, führen.

Mit dieser Genealogie medizinischer Belastungskonzepte schliesst Kury für den deutschen Sprachraum eine Forschungslücke. Ihm gelingt es, die Eigenheiten der deutschsprachigen Rezeption der transnationalen Stressforschung herauszuarbeiten. Zugleich regt er zur Beschäftigung mit der Geschichte der vorbeugenden Medizin nach 1945 und vor AIDS an. Kury zeigt, dass mit Stresskonzepten immer auch politische Fragen verhandelt wurden. Während Ratgeberautorinnen und -autoren Individuen zu präventivem Handeln anhielten, thematisierten andere Gesundheitsexperten die Grenzen individueller Anpassungsfähigkeit. Das ist eine für die Gouvernementalitätsforschung interessante zeitgenössische Debatte über die Aufteilung der Verantwortung für die gute Gesundheit zwischen Gesellschaft und Individuum. Kury spricht von einer «Entvergesellschaftung gesellschaftlicher Problemlagen» (S. 297). Ein stärkerer Einbezug des Risikofaktorenmodells, das den Blick westlicher Präventivmedizin auf chronische Krankheiten nach 1950 zu prägen beginnt, hätte eine weitergehende medizinhistorische Kontextualisierung dieser Erkenntnis erlaubt. *Niklaus Ingold, Universität Zürich*

Denis Varaschin, Hubert Bonin et Yves Bouvier (dir.), **Histoire économique et sociale de la Savoie de 1860 à nos jours,** Genève: Droz, 2014.

Il est souvent difficile de tirer des généralisations de monographies régionales qui permettent leur usage dans une perspective comparative. L'ancrage, très

localisé, ainsi qu'une approche encyclopédique et descriptive sont souvent des obstacles qui limitent grandement l'impact de ce genre de publications sur la recherche. Si l'histoire économique de la Savoie présentée ici n'échappe pas totalement à cet écueil, il faut souligner la grande qualité de la plupart de ses chapitres. Elle intéressera à n'en pas douter les historiens suisses de l'économie et de la société.

L'ouvrage comprend une dizaine de chapitres, rédigés par des historiens de la région ou actifs ailleurs en France, et aborde les multiples aspects de l'économie savoyarde: commerce international et zones franches, banques, industrie en général, industrie des sports d'hiver, tourisme, transports, énergie, patronat et enseignement professionnel. On peut toutefois regretter l'absence d'un chapitre introductif qui présenterait l'évolution macro-économique de la région, afin de poser un cadre d'analyse général. Les contributions sont très inégales en qualité et longueur, et il n'est pas possible de toutes les présenter dans le cadre de ce compte-rendu. Limitons-nous à trois chapitres de qualité susceptibles d'intéresser le lecteur suisse.

Tout d'abord, dans un long chapitre consacré aux banques savoyardes (pp. 81–192), Hubert Bonin analyse l'impact des banques et de la finance locale sur le soutien à l'industrie naissante. Il met parfaitement en évidence l'absence de grandes banques durant la seconde partie du 19e siècle et la domination du modèle de la petite banque locale, «au cœur d'une mini-communauté d'affaires» (p. 91). Au début du 20e siècle apparaissent des premières banques régionales, notamment la Banque de Savoie et Laydernier, qui croissent entre autres par la reprise de banques locales. Ces établissements bancaires sont proches de l'industrie régionale qu'ils approvisionnent en capitaux. Ils comprennent des entrepreneurs dans leurs conseils d'administration et investissent directement dans certaines firmes. Selon Bonin, ces banques auraient contribué à l'essor des districts industriels, comme cela s'observe ailleurs en France et en Espagne. Le grand choc sur ce système bancaire régional a lieu au cours des Trente Glorieuses, avec l'arrivée en Savoie de grandes entreprises industrielles externes à la région, qui ne recourent que peu aux banques régionales et traitent leurs opérations de crédit à Paris, ainsi que des groupes financiers parisiens (BNP, Crédit lyonnais, etc.) moins intégrés dans l'industrie locale.

Ensuite, le chapitre que consacre Régis Boulat aux fabricants de matériels de sports d'hiver (pp. 299–317) met en lumière les conditions de création des entreprises Salomon et Rossignol. Le développement du tourisme de masse permet en effet à ces deux entreprises familiales artisanales, fondées respectivement au milieu des années 1900 et en 1947, de se lancer dans la production industrielle. Le rapport au territoire alpin est très fort jusque dans les années 1960. Par la suite, ces deux sociétés se lancent dans un processus de diversification de leur production et d'internationalisation, si bien que le lien avec le territoire savoyard tend à disparaître. Elles sont devenues des entreprises compétitives sur le marché global et la cible d'investisseurs. Salomon est repris par Adidas (1997) puis Amer Sports (2005) et Rossignol par Quicksilver (2005), puis par une société d'investissement (2008). A travers cet exemple, Boulat offre une réflexion stimulante sur la capacité d'entreprises ancrées dans des territoires localisés à s'imposer comme des entreprises multinationales.

Enfin, le cas du tourisme, abordé par Julien Coppier, présente un modèle de développement similaire à celui qui s'observe en Suisse (pp. 457–482). A la décou-

verte des Alpes par des aristocrates britanniques (1750–1850) succède une phase de mise en place d'une infrastructure industrielle pour soutenir le tourisme, tels que transports, hôtels, guides (1850–1900). L'essor des sports d'hiver s'observe durant les premières décennies du 20e siècle et l'organisation des premiers Jeux Olympiques d'hiver à Chamonix en 1924, mis sur pied à l'initiative de deux parlementaires savoyards, apparaît comme une étape importante dans ce processus. C'est aussi durant ces années que Megève émerge comme un lieu de rencontre important de l'aristocratie européenne, la baronne Noémie de Rothschild n'appréciant pas la présence de ressortissants allemands dans les stations suisses durant la Première guerre mondiale et choisissant ce village des Alpes françaises pour en faire son lieu de villégiature (p. 475). Après 1950, le tourisme de masse fait son apparition, soutenu par de lourds investissements qui transforment en profondeur la montagne, avec l'apparition ex nihilo de nouveaux domaines (Courchevel, Méribel, Val d'Isère).

Que retenir de cet ouvrage? D'abord, il faut souligner que cette synthèse offre un regard varié et de qualité sur l'économie savoyarde depuis 1860. Une question intéressante que pose ce livre est celui des liens possibles entre les spécificités d'une région et la capacité de ses entreprises à devenir concurrentielles sur le marché mondial. Elle n'est pas abordée frontalement, mais reste comme une interrogation majeure lorsque le lecteur referme l'ouvrage. Quel est l'avantage comparatif de la Savoie? Quelles sont les ressources locales qui ont permis à desentreprises savoyardes de s'imposer dans certaines industries? Dans l'excellente synthèse qu'il dresse dans la conclusion générale, Hubert Bonin affirme qu'«identifier un ‹capitalisme savoyard› […] reste délicat» (p. 613). Malgré l'esprit d'entreprise et le développement industriel qui s'observent à l'échelle locale, il reste difficile d'observer une dynamique propre à la région, la Savoie étant en fin de compte dominée par la juxtaposition de «mini-systèmes productifs locaux» (p. 614). Et c'est sans doute au sein de ces territoires locaux, beaucoup plus qu'à l'échelle de la région, qu'il faut chercher les sources du développement industriel et économique de la Savoie. *Pierre-Yves Donzé, Osaka University*

Rupert Quaderer-Vogt, **Bewegte Zeiten in Liechtenstein 1914 bis 1926,** Vaduz: Verlag des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein / Zürich: Chronos Verlag, 2014, 3 Bände, 776, 675 und 576 Seiten, ca. 330 Abbildungen.

Der Erste Weltkrieg und die unmittelbare Nachkriegszeit waren für Liechtenstein eine Zeit des Umbruchs. Der Kriegsausbruch hatte eine Phase der innen- und aussenpolitischen Stabilität und des wirtschaftlichen Aufschwungs jäh beendet. Nach dem Krieg zwang der Zerfall Österreich-Ungarns, mit dem Liechtenstein eng verbunden gewesen war, Fürstenhaus, Regierung und Landtag, wegweisende Entscheidungen zu treffen, die teilweise bis heute nachwirken. Mit dieser zentralen Epoche der jüngeren liechtensteinischen Geschichte beschäftigt sich Rupert Quaderer-Vogt, Forschungsbeauftragter am Liechtenstein-Institut, in einem inhaltlich und an Umfang äusserst gewichtigen Werk, das das Ergebnis einer mehr als zwanzigjährigen Beschäftigung mit dem Thema darstellt.

«Bewegte Zeiten» ist gegliedert in elf Grosskapitel. In Kapitel A umreisst Quaderer-Vogt die Situation am Vorabend des Ersten Weltkriegs. Die Kapitel B und C beschäftigen sich mit dem Ersten Weltkrieg, wobei die durch den Krieg verursachten Probleme bei der Lebensmittel- und Rohstoffversorgung im Mittelpunkt stehen. Kernstück der Publikation sind die Kapitel D bis G, die die Suche

Liechtensteins nach einem Weg aus der Nachkriegskrise schildern. In Kapitel D zeichnet Quaderer-Vogt die Bemühungen Liechtensteins nach, seine Souveränität und Neutralität durch eine eigenständigere Aussenpolitik zu sichern. Diese Bestrebungen waren nur teilweise von Erfolg gekrönt. Liechtenstein erreichte zwar durch die Errichtung von Gesandtschaften in Wien und Bern eine gewisse diplomatische Präsenz. Die Tschechoslowakei zog die liechtensteinische Souveränität jedoch in Zweifel. Sie betrachtete Fürst Johann II. von Liechtenstein als einen österreichischen Untertanen und bezog den umfangreichen tschechoslowakischen Grundbesitz des Fürstenhauses in die 1918 proklamierte Bodenreform ein.

Kapitel E stellt die innenpolitische Entwicklung dar. Nach der Einführung des direkten Wahlrechts 1918 und dem ersten öffentlich ausgetragenen Wahlkampf formierten sich zwei Parteien, die Christlich-soziale Volkspartei und die Fortschrittliche Bürgerpartei, die sich bald unversöhnlich bekämpften. Die Volkspartei forderte eine demokratischere Ausgestaltung des Staatswesens sowie die Besetzung des Posten des Landesverwesers (des Regierungschefs) mit Liechtensteinern – bis anhin hatten diesen Posten stets Ausländer innegehabt. 1918 wurde der österreichische Landesverweser Leopold von Imhof zum Rücktritt gezwungen. 1919/20 führte die Berufung von Josef Peer, ebenfalls Österreicher, zum Landesverweser zu heftigen Kontroversen. Zu einer Konsolidierung der Lage kam es 1921. Josef Ospelt rückte als erster Einheimischer ins Amt des Regierungschefs auf; eine neue Verfassung definierte Liechtenstein als konstitutionelle Erbmonarchie auf demokratischer und parlamentarischer Grundlage und führte nach schweizerischem Vorbild direktdemokratische Instrumente ein.

In Kapitel F wird die wirtschaftliche und soziale Entwicklung analysiert. Der Staatshaushalt geriet, wie Quaderer-Vogt detailliert aufzeigt, aufgrund rückläufiger Einnahmen sowie dem fortschreitenden Zerfall der österreichischen Krone, die auch in Liechtenstein gesetzliches Zahlungsmittel war, in eine bedrohliche Schieflage. Der Versuch, durch die Ausgabe von Briefmarken neue Einnahmequellen zu erschliessen, endete im Fiasko. Wiederholt gewährte Fürst Johann II. dem Land finanzielle Unterstützungen, was dazu beitrug, dass die Monarchie in Liechtenstein unangefochten blieb. Im Zentrum von Kapitel G steht die Suche Liechtensteins nach einem neuen Bündnispartner. 1919 beschloss der Landtag auf Druck der Volkspartei, den Zoll- und Steuerverein mit Österreich zu kündigen. Nach langen Verhandlungen konnte 1923 ein Zollanschlussvertrag mit der Schweiz abgeschlossen werden. Den damit verbundenen Souveränitätsverlust nahm man in der Hoffnung auf einen wirtschaftlichen Aufschwung in Kauf.

Kapitel H schildert vergleichsweise kurz die wichtigsten Etappen der innenpolitischen Entwicklung vom Wahlsieg der Volkspartei 1922 bis zu den Landtagswahlen 1926. Kapitel I gibt einen Überblick über die kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnisse. Thematisiert wird die Rolle der katholischen Kirche, das Schulwesen, die Aktivitäten von sportlichen, kulturellen und geselligen Vereinen sowie unter der Überschrift «Mentalitätsfragen» auch Antisemitismus, Geschlechterrollen und das Verhältnis der Menschen zur Natur. Abgeschlossen wird das Werk durch Kurzbiographien von 16 Männern, die einen bestimmenden Einfluss auf die Entscheidungen in Liechtenstein hatten (Kapitel J), sowie durch einen angesichts des Umfangs des Werks sowie der Vielzahl der darin behandelten Themen zu knappen zusammenfassenden Rückblick (Kapitel H).

«Bewegte Zeiten» ist eine eigentliche Gesamtdarstellung der liechtensteinischen Geschichte während und nach dem Ersten Weltkrieg. Das Werk erschliesst

auf weiten Strecken Neuland, behandelt zahlreiche erst unzureichend oder noch gar nicht erforschte Bereiche und beeindruckt durch gewaltige Faktenkenntnisse. Es beruht auf einer äusserst breiten Quellenbasis, die auch bisher unbekanntes, in Privatbesitz überliefertes Material umfasst. Dank einem detaillierten Personen- und Sachregister ist «Bewegte Zeiten» auch als Nachschlagewerk von unschätzbarem Wert. Die Untersuchung ist ansprechend gestaltet und grosszügig bebildert, zudem durch einleitende Texte, die den Hauptkapiteln und den grösseren Unterkapiteln vorangestellt sind, vorbildlich erschlossen. Allerdings dürfte «Bewegte Zeiten» aufgrund seines Umfangs von insgesamt mehr als 2000 Seiten vor allem in Liechtenstein selbst auf Interesse stossen. Wünschenswert wäre die Publikation einer Kurzfassung, die dem Werk einen breiteren Leserkreis verschaffen könnte. *Stefan Frey, Bern*

KLIO

KLIO Buchhandlung und Antiquariat von der Crone, Heiniger Linow & Co.

Wissenschaftliche Buchhandlung mit umfangreichem Sortiment und fachspezifischen Dienstleistungen

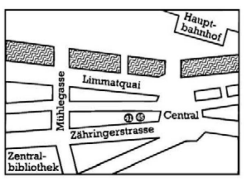
Buchhändlerisch und wissenschaftlich ausgebildetes Personal

Eigene Neuheitenkataloge

An- und Verkauf antiquarischer Bücher

Geschichte
Philosophie
Germanistik
Alte Sprachen
Soziologie
Politologie
Ethnologie
Theologie
Kommunikation
Belletristik

KLIO Buchhandlung
Zähringerstrasse 45
CH-8001 Zürich
Tel. 044 251 42 12

KLIO Antiquariat
Zähringerstrasse 41
CH-8001 Zürich
Tel. 044 251 86 10

www.klio-buch.ch